Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet von Werner Sombart / Richard Strauß / Georg Brandes / Richard Muther / unter Mitwirkung von Hugo von Hofmannsthal.

Unter ständiger Mitwirkung von Hermann Bahr / Otto Julius Bierbaum Wilhelm Bölsche / Georg Brandes / Hugo von Hofmannsthal / Karl Zentsch Richard Muther / Felix Salten / Karl Schnitzler / Werner Sombart / Frank Wedekind

Nummer 16 | Abonnement vierteljährlich 6 Mark Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. | 17. April 1908

Briefe an den deutschen Kronprinzen.

Von Eduard Goldbeck.

I.

Kaiserliche Hoheit!

Mein Vorhaben, eine Reihe offener Briefe an Sie zu richten, bedarf der Erklärung. Zunächst könnte es scheinen, als solle Ihr Titel nur dazu dienen, in einer markanten Ueberschrift die Aufmerksamkeit des Publikums auf die Artikel zu lenken, die ich hier veröffentlichen möchte, und ich habe allerdings nichts dagegen einzuwenden, wenn dieser Erfolg sich nebenher einstellt. Nebenher: das Wichtigere aber ist mir, daß Sie selbst sie lesen, und deshalb habe ich diese Form gewählt. Man hat mir erzählt, daß Sie ein kleines Büchlein, das ich vor einem Jahre schrieb, gekauft und gelesen haben. Zwar kann ich nicht feststellen, ob der Bericht die Wahrheit sagte, aber ich darf es glauben. Um wieviel wahrscheinlicher ist es nicht, daß Sie diese Briefe lesen werden, die in einer vielbeachteten Zeitschrift das Gastrecht genießen! Hätte ich Ihnen durch Ihr Hofmarschallamt ein sauberes Manuskript submissest überreichen lassen, so würden Sie bei dem Anblick des dickleibigen Monstrums vermutlich geschaudert und daran verzweifelt haben, sich den Weg durch den Buchstabenwald zu bahnen. Die kleinen Dosen — alle acht oder vierzehn Tage ein Teelöffel voll — werden Ihnen eher eingehen.

Bevor ich mich, wie man an der schönen blauen Donau sagt, ins „Meritorische" vertiefe, muß ich mich einiger Vorbemerkungen entledigen. Zuvörderst bitte ich, zu glauben, daß es nicht demokratische Rauhbautzigkeit ist, wenn ich den vorschriftsmäßigen Titelpomp unterschlage und die Anrede in der dritten Person unterlasse. So geschmacklos ich das Schnörkelwerk finde, das so sonderbar mit dem Charakter unserer rastlosen Zeit kontrastiert, so leide ich doch nicht an der krankhaften Monomanie des Zopfabschneidens. Ich gebe jedem Rat vierter Klasse, der irgend darauf Wert legt, die Ehre des „Hochwohlgeboren" und würde mit Indifferenz vor Ihnen den üblichen stilistischen Kotau verrichten. Aber es wäre eine Geschmacklosigkeit, die ich lieber vermeide, denn in diesen Briefen soll der Mensch zum Menschen, der Deutsche zum

Deutschen sprechen, und ich fürchte, die Form würde allmählich auch den Inhalt modeln, dessen Ehrerbietung nur in seiner Aufrichtigkeit bestehen soll. Dulden Sie mich also als einen Monsieur Sansgêne: es muß auch solche Käuze geben.

Wie ich nicht etwa beabsichtige, Sie durch Vorenthaltung gewisser Kurialien zu verletzen, so liegt es mir natürlich auch gänzlich fern, Sie durch Ton und Farbe meiner sachlichen Ausführungen bewußt und mutwillig kränken zu wollen. Ironie, Spott oder gar Hohn werden Sie in diesen Briefen nicht finden, sondern nur die schlichte, ungeschminkte Darstellung eines Mannes, dem es um die Sache ernst ist, und der gerade deshalb, weil es ihm um die Sache ernst ist, auf alle rhetorischen Blender und Raketen verzichtet. Es ist mir mehr um wärmendes Herdfeuer, um ein stilles Leuchten zu tun. Sie werden aber trotz aller Vorsicht doch gewiß oft peinlich berührt sein, denn den Großen der Erde klingt jedes Wort rauh, das nicht vom Flaum der Schmeichelei umhüllt ist. Die Zeit des hohen Tons, den einst Johann Jakoby anschlug, ist vorüber. Wir schleudern den Königen nicht mehr den Vorwurf ins Antlitz, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen. Wir sehen jeden Menschen, also auch den im Purpur geborenen, durch Vererbung, Erziehung und durch sein „Mittel", wie Goethe sagte, bedingt, entrüsten uns darum weniger als früher, dürfen aber deshalb nicht darauf verzichten, „auszusprechen, was ist", oder vielmehr, zu sagen, „wie wir es sehen".

Sie werden, wenn Sie den ersten meiner Briefe zu Gesicht bekommen, vermutlich denken: Ein zudringlicher Scharlatan, der sich einbildet, er könne sich ein Stückchen buntes Band oder einen Titel erschreiben! Das wäre natürlich, denn in Ihrer Stellung verwechselt man leicht Mißtrauen mit Menschenkenntnis, allein der Charakter meiner Briefe wird Sie bald darüber belehren, daß ich keine Auszeichnung ambitioniere. Ich begreife, daß eine Dekoration (HSEH 3b) einem jungen Leutnant Vergnügen macht, weil sich das Sternchen im lachenden Auge seiner Tänzerin spiegelt, und weiß, daß ein Titel in Preußen das gesellschaftliche Leben sehr erleichtert; da ich aber seit Jahren ein Eremitendasein führe und über Parketterfolge hinaus bin, so kann ich mich in dieser Hinsicht ruhigen Mutes bescheiden. Auf Reisen wird ja doch, wer blond ist, Herr Baron, wer schwarz ist, Herr Doktor genannt.

Sie könnten aber auch annehmen, ich sei ein überzeugter Monarchist, der aus der Fülle seiner Ergebenheit in germanischer Mannentreue zu dem jungen Königssohn sprechen wolle. Auch das ist nicht der Fall. — Obwohl Pascals „Le moi est haïssable" zum Gesetz der guten literarischen Gesellschaft geworden ist, bitte ich, mich in wenigen Worten vorstellen zu dürfen, denn da alles, was ich sagen will, bewußt subjektiv ist, wird es für Ihr Urteil zweckdienlich sein, wenn Sie auch über das Subjekt selbst das Nötigste wissen.

Ich bin in streng royalistischer Gesinnung aufgewachsen. Meine Großväter von väterlicher und mütterlicher Seite standen in einem gewissen Verhältnis zum preußischen Hofe; der eine wurde von Friedrich Wilhelm III. und Wilhelm I. sehr geschätzt. Wenn unsere Familie sich zu Festlichkeiten vereinigte, sprach ein alter Geheimrat mit ehrlicher Ergriffenheit den Kaisertoast. Die Briefe des Prinzen von Preußen an meinen Großvater wurden und werden wie Reliquien aufbewahrt. In meinem Arbeitszimmer hängt das Bild des etwa sechzehnjährigen Prinzen Friedrich Carl in der Uniform

des ersten Garde-Regiments mit seiner eigenhändigen Unterschrift, und ich erfreue mich oft an der treuherzigen Vornehmheit dieses Jünglingsantlitzes. Mein Vater lebte bis zu seinem Tode im Bann der Potsdamer Atmosphäre, und seine liebsten Jugenderinnerungen verbanden ihn mit den Potsdamer Garde-Offizieren, die fast alle seine Schüler und zum Teil seine Freunde gewesen waren. Ich entsinne mich noch sehr genau, in welcher Erregung der leidenschaftlich empfindende Mann aufschrie, als die Kunde von Hödels Attentat ins Haus drang, und ich entsinne mich nicht minder deutlich, wie er mit der Faust auf den Tisch schlug, als er von Bismarcks Exmission las. Es war vor dem Abendbrot, und das Geschirr flog in die Höhe. Was er sagte, darf ich nicht niederschreiben. Schlimm genug, daß ich's nicht darf.

Ein geborener Revolutzer bin ich also nicht. Ich habe dann sieben Jahre der Armee angehört, und als ich den Abschied nahm, hielt ich mich für konservativ und war sicher noch mit dem Herzen Monarchist, obwohl jede Rede des damals noch jungen Kaisers im Offizierkorps des Kadettenhauses, zu dem ich als Erzieher kommandiert war, mit einer Unbefangenheit kritisiert wurde, vor der dem Grafen Ballestrem geschaudert hätte. Heute bin ich Republikaner. Ich weiß, daß ich mich mit einer solchen Aeußerung bei allen „ernsten" Politikern diskreditiere, und es ist ja möglich, daß es noch ein Weilchen dauert, bis dieser Traum, den einst die Besten unseres Volkes träumten, Wirklichkeit wird. Bisweilen malen aber Gottes Mühlen sehr schnell, und die Geschichte gefällt sich in Ueberraschungen, die freilich nur denjenigen in Erstaunen setzen, der ihre tausendfältigen Warnungssignale blödäugig übersehen hat. Nun ist es ja gewiß nicht konsequent, daß ein Republikaner an den deutschen Kronprinzen Briefe schreibt, aber es ist wahrscheinlich, daß Sie regieren werden, und da der deutsche Kaiser und König von Preußen viel vermag, wage ich den Versuch, Sie als unverantwortlicher Ratgeber zu beeinflussen. Wie sagt doch Posa? „Und wär's auch eine Feuerflocke Wahrheit nur, in des Tyrannen Seele kühn geworfen . . ." Komisch, nicht?

Nun, Sie werden kein Tyrann werden, und ich bin kein Malteser. Auch spreche ich ja nicht zu dem regierenden Herrn. Warum nicht, ist leicht gesagt. Der Kaiser vollendet seinen Weg „nach dem Gesetz, nach dem er angetreten". Er ist ein Fertiger. Renans Frage: „Quel sera le développement du germe intérieur de Guillaume II?" ist beantwortet. Nebenbei gesagt: Die Antwort, die die Zeit gegeben hat, beweist, daß sich sehr oft das Fragen nicht verlohnt, und mag uns darüber trösten, daß wir, das Herz mit so vielen Fragen belastet, von hinnen gehen müssen. Wilhelm II. ist der geblieben, der er am ersten Tage seiner Regierung war. Der Versuch, ihn zu wandeln, wäre töricht, doppelt töricht, wenn er mit Druckerschwärze auf Holzpapier geschähe. Auch stehe ich dem Kaiser innerlich so fern, daß ich gar kein Wort finden würde, das ich an ihn richten könnte. Ihnen gegenüber ist das anders. Sie sind ein Werdender und werden als solcher vielleicht — in Goethes Sinne — „dankbar" sein. Bisher weiß die deutsche Welt nicht viel mehr von Ihnen, als daß Sie ein guter Reiter, ein passionierter Sportfreund, ein leutseliger Herr und ein Gönner der Operette sind.

Und nun darf ich endlich den Gedankengang skizzieren, der mich zu der Veröffentlichung dieser Briefe hinführt.

*

Von den bürgerlichen Lehrern abgesehen, die dem Knaben unter strenger Ueberwachung eines militärischen Gouverneurs den Leitfaden in das Labyrinth der Wissenschaft spannen, haben Sie in der Periode des Lebens, in der die Eindrücke sich am leichtesten und am tiefsten einprägen, bürgerliche Männer fast nur als Lakaien gesehen. Sie haben zwar, wie es die liberalisierende Sitte will, ein wenig studiert, aber umgeben waren Sie während dieser Studienzeit von den Söhnen des vornehmsten und reichsten Adels. In den Regimentern, in denen Sie Dienst getan haben, sahen Sie wieder diese Typen, die unter dem Borussenstürmer und dem Adlerhelm dieselben bleiben. Es liegt mir fern, eine Verachtung gegen sie zur Schau zu tragen, die ich nicht empfinde. Aesthetisch betrachtet wirken die Herren recht erfreulich, wenn ich auch im Interesse der vaterländischen Kultur wünschte, daß ihre saubere Animalität etwas gesänftigter und durchgeistigter wäre. Aber sie sind jedenfalls im Verkehr angenehmer als der struppige Plebejer oder der geschniegelte Parvenü, und der Stallgeruch der Männlichkeit (wie der verstorbene Speidel so hübsch sagte) fällt mir nicht auf die Nerven. Wir bürgerlichen Männer der Arbeit strömen dafür den penetranten Schweißduft des Hominin aus. Jedem das Seine. Das Eine aber ist klar: daß Sie nur einen einzigen Typus Ihrer Volks- und Zeitgenossen wirklich kennen lernen. Bürgerliche Männer sehen Sie — ich wiederhole es, weil die Tatsache so unendlich wichtig ist und das abnorme Verhältnis gewisser Monarchen zu gewissen Ministern erklärt — fast nur in einer ehrenwerten, aber unfreien, dienenden Stellung vor sich. Es wird Ihnen nicht, wie uns Bürgerlichen, das Glück zuteil, mit einem gleichgesinnten und gleichgestellten jungen Freunde nachts in unendlichen Gesprächen sich ein Ideenräuschchen anzuplaudern, sich im Austausch mit ihm Himmel und Erde zu erschließen. Wen lernen Sie kennen? Immer nur Saturierte, nie Strebende, immer nur Wissende, nie Suchende, immer nur die Digestion, nie die „Begehrlichkeit", immer nur die Mächte des Beharrens, den alten und befestigten Grundbesitz des Glaubens, nie die Kritik, die, nach Brandes' stolzem Wort, Berge versetzt. Sie ahnen gar nicht, wie sich im Hirn eines bürgerlichen Mannes das Stückchen Wirklichkeit oder Schein, das wir die Welt nennen, spiegelt. Und diese Gelegenheit will ich Ihnen bieten, diesen Genuß Ihnen gewähren: Sie sollen — wie ich glaube, zum erstenmal in Ihrem jungen Leben und gewiß mit nicht geringem Staunen — sehen, wie die Lebensanschauung und Staatsauffassung eines leidlich normalen, durchschnittlich begabten, aufrichtigen und unabhängigen Mannes aus der Mittelschicht der heutigen Gesellschaft beschaffen ist. Und jetzt werden Sie — und vielleicht auch die anderen Leser — mich gewiß von dem Vorwurf der Anmaßung freisprechen. Denn es hätten Ihnen tausend und hunderttausend andere den gleichen Dienst erweisen können. Ich betrachte mich nicht als einen Uebermenschen, der sich, kraft des Genierechtes, die Rolle eines Mentors anmaßt, sondern ich fühle mich als „ungezeichnetes Stammholz aus dem Waldesdickicht der Nation", und gerade darin, daß ich nicht dümmer und nicht klüger bin als die meisten anderen Deutschen, liegt zum nicht geringen Teil der Wert der Bekenntnisse, die Sie jetzt lesen sollen. Diese Briefe sollen einen Mangel Ihrer Erziehung ergänzen, sie sollen Ihnen ein Neuland zeigen, das Ihr Fuß noch nicht betrat, und ich denke, die Lektüre

wird Ihnen etwa die Empfindungen eines Robinson Krusoë gewähren. (Würdigen Sie auch einmal den herrlichen Aufsatz des Vicomte E. M. de Vogüé Ihrer Aufmerksamkeit, in dem er von diesem Lieblingsbuch der Jugend die Psychologie und Geschichte des englischen Volkes abgeleitet hat!) Vielleicht erwägen Sie dann, im Rückblick auf Ihre eigene Erziehung, ob Sie Ihre Söhne nicht auf anderen Pfaden ins Leben einführen wollen. Seitdem nämlich nach der Verfassung „Standesvorrechte nicht mehr stattfinden", fühlt die Nation die Notwendigkeit, daß die Exklusivität der Prinzenerziehung durchbrochen werde. Das ist nicht ganz leicht, denn Tradition und Etikette sind Mächte, die es verdienten, als furchtbare mythische Fabeltiere allegorisiert zu werden, aber der Versuch muß gewagt und immer aufs neue gewagt werden. Auch die Prinzen müssen Sonne und Wind der Zeit verspüren. Bisher entsprach einer rühmlichen körperlichen Abhärtung eine unrühmliche geistige Verweichlichung.

Obwohl ich es nun nicht gerade als eine weltwichtige Begebenheit empfinde, wenn ich in diesen Blättern zu Ihnen spreche — so sehr hat das Pathos der Distanz vom „Untertanen" zum Herrscher sich verflüchtigt —, so bin ich mir doch der Verantwortlichkeit bewußt, die ich mir aufgebürdet habe, und werde mich an das Wort de Vignys zu halten trachten: „Il est temps de ne chercher les paroles que dans sa conscience". Ich werde Ihnen nur den reinsten Wein einschenken. Praktische Unterweisung, Ziffern und Daten werden Sie nach allem, was ich schon sagte, nicht erwarten. Exakte Belehrung steht ja Ihrem Wink jederzeit zu Gebote. Sie ahnen ja nicht, wie schwer es ist, „die Mittel zu erwerben, durch die man zu den Quellen steigt". Was ich Ihnen geben kann und will, ist weniger und doch viel, viel mehr. Ich würde mich aber niemals entschlossen haben, diese Briefe zu schreiben, wenn nicht der Ernst der Zeit sie mir, wie einem Medium gleichsam, diktierte. Ich schreibe sie, ne quid detrimenti res publica capiat, in dem unbeweisbaren und unbeirrbaren Gefühl, daß wir einer Katastrophe entgegengehen, wenn es nicht anders und besser wird. Und daß es besser wird, dazu sollen Sie mitwirken. Wir Deutschen haben zwar bisher kein Recht, auf Sie zu hoffen, aber auch noch kein Recht, an Ihnen zu verzweifeln.

Die sozialpsychologische Perspektive der Völkerkunde.

Von Ths. Achelis,

I.

Recht und Sitte.

Es ist eine der größten und folgereichsten Entdeckungen der Wissenschaft unserer Tage, daß jedes kosmische Gebilde alle Phasen seiner Entwicklung noch an sich trägt und aus allem, was ist, die unendliche Geschichte seines Werdens in ihren Grundzügen erschlossen werden kann. Wie sich aus der Struktur des gestirnten Himmels von heute dessen weltgeschichtliche Entstehung erschließen läßt, wie die Schichten der Erdoberfläche uns die Geschichte unseres Planeten entrollen, wie die Morphologie uns gelehrt hat, aus der organischen Struktur irgend einer Pflanze oder eines Tieres auf die Stufen zurückzuschließen, welche es dereinst durchlaufen hat, bis es zu seiner jetzigen Entwicklungshöhe gelangte, und wie wir in den

Phasen des fötalen Lebens die wesentlichen Phasen des Rassenlebens wiederfinden, wie aus der Struktur des menschlichen Gehirns die Geschichte seiner Entwicklung durch denjenigen entziffert werden kann, welcher diese Runen zu lesen versteht, wie der Sprachforscher aus der Sprache eine Geschichte der menschlichen Vernunft zutage fördern kann, wie sogar, wenn man Geigers interessanten sprachwissenschaftlichen Forschungen trauen darf, das Farbenspektrum zugleich die Geschichte des menschlichen Lebens bedeutet, so gibt uns auch das Gesamtbild der menschlichen Rasse und der Zustand jedes einzelnen Organismus, welchen wir im menschlichen Gattungsleben antreffen, ein sicheres Material für Rückschlüsse auf die Geschichte der Organisation der menschlichen Rasse und des einzelnen Organismus. Auf der Basis eines solchen Materials ist es möglich, die Geschichte jedes einzelnen Gattungsorganismus, von welcher uns die Tradition nur vereinzelte Phasen, vielleicht nur einzelne verflogene Notizen aufbewahrt hat, in den wesentlichsten Grundzügen zu rekonstruieren. Es ist auch möglich, mit Sicherheit vorauszusagen, wie sich die innere Entwicklung einer auf einer tiefen Stufe stehenden Völkerschaft im wesentlichen in Zukunft gestalten muß. In diesen Umrissen hat ein scharfsinniger, seiner Wissenschaft viel zu früh entrissener vergleichender Rechtsforscher, nämlich A. H. Post in Bremen, die Bedeutung des großen biogenetischen Grundgesetzes von der Einheit des Stammes- und des individuellen Lebens für die soziale Entwicklung und ihre Darstellung geschildert.

Um sich diese Sachlage zu vergegenwärtigen, bedarf es nur eines flüchtigen Hinweises auf die bisherigen einseitig individual-psychologischen Anschauungen, wie sie mit dem ganzen Feuer glänzender Rhetorik, das ihm in so reichem Maße zu Gebote stand, Rousseau formulierte. Nach ihm ist der einzelne Mensch der Erfinder und Stifter der Religion, der Sitte, des Rechts usw., die er aus der unergründlichen Tiefe seines Bewußtseins schafft durch anderweitige Vereinbarung, basierend wiederum auf genauer Ueberlegung und Abschätzung der etwaigen Vorteile, entsteht die soziale Organisation, der Staat. Dadurch auch alle weiteren Satzungen und Bestimmungen rechtlicher Art, so das Eigentum, die Befugnisse einzelner Bevorrechteter usw. Welche Unterschätzung der wirksamen gefühlsmäßigen Neigungen und Instinkte und damit welche Verkennung der Tatsachen, die höchstens durch die völlig unzureichenden soziologischen Kenntnisse des 18. Jahrhunderts entschuldigt werden kann, liegt jener phantastischen Ansicht zugrunde! Schon die einfachste psychologische Ueberlegung, daß Recht und Sitte mit allen weiteren Verzweigungen soziale Produkte sind, hervorgerufen durch den geselligen Verkehr der Menschen innerhalb irgendwelcher Assoziation, mußte vor dieser trügerischen Hypothese warnen — wie gesagt, die nackten ethnographischen Dokumente, wie sie unsere Reisenden aus fernen Weltteilen mitbrachten, wiesen die Forschung bald in eine ganz andere Richtung.

Auch die Rechtsphilosophie, in der Hauptsache beherrscht durch Hegelsche Ideen, konnte nicht den richtigen Zugang zur Lösung des Problems finden; denn sie ging von der unbeweisbaren und abermals mit der Wirklichkeit unvereinbaren Voraussetzung aus, daß das Recht zurückzuführen sei auf bestimmte angeborene Grundsätze, die *vor* aller Erfahrung als untrügliche Normen der Entwicklung feststünden. Wenn das zuträfe, so wäre die tatsächliche Gegensätzlichkeit der verschiedenen Gebote und Ideale auf den einzelnen Gesittungsstufen schlechterdings unverständlich, so müßte es ein schlechthin *allgemein* gültiges Recht

für alle Menschen ohne Ausnahme, ohne Rücksicht auf Rasse und Kultur, geben, was eben nicht der Fall ist. Selbst die gleiche geistige Höhe, dasselbe intellektuelle Niveau ist hier nicht entscheidend; nehmen wir an, daß z. B. ein Chinese, ein Indier, ein Spanier, ein Franzose und ein Deutscher dieselbe Stufe der Bildung besäßen, wenigstens annähernd, so deckt sich ihr Rechtsbewußtsein nur insoweit, als die betreffende soziale Organisation sich gleicht. Ist das nicht der Fall, so zeigen sich gerade hier die stärksten Unterschiede und Ausweichungen. Richtig ist bei dieser Beweisführung nur, daß alles Recht, wie jedes sozialpsychische Produkt, zurückgeht auf das individuelle Bewußtsein als der letzten geistigen Funktion für das empirische Material. Aber eben dieser konkrete Inhalt, an welchem sich jenes lediglich formale Gefühl für Recht oder Unrecht bekundet, ist nicht schon gegeben, sondern quillt aus den besonderen sozialen Verhältnissen, als deren Ausdruck das Recht erscheint.

Die vergleichende moderne Rechtswissenschaft, wie sie sich auf Post, Kohler, Bernheim u. a. stützt, entlehnt ihr praktisches Material für ihre bahnbrechenden Forschungen der Völkerkunde, deren Bedeutung leider immer noch nicht ausreichend gewürdigt wird. Die Ethnologie, die eher über den engen Rahmen der bloß beschreibenden Ethnographie bei weitem hinausgeht, erschließt uns einen tieferen Einblick in das organische Wachstum des menschlichen Geistes auf den verschiedenen Stufen seiner Entfaltung. Das ist nicht eine rhetorische Floskel, sondern entspricht dem wahren Sachverhalt, da dieser Prozeß sich vollzieht an den einzelnen Völkern und Stämmen, die unserer Beobachtung vorliegen. Deshalb haben wir es auch nicht mit willkürlich aufgestellten Hypothesen zu tun, die als Gesetze ausgegeben werden, sondern mit völlig beweisbaren typischen Erscheinungen, die bisweilen (durchaus nicht immer) streng verbindliche Kraft für die ganze Menschheit, also Allgemeinheit annehmen. Das ist z. B. gerade im Rechtsleben der Fall, besonders auf den primitiven Gesittungsstufen, wo noch keine starke Differenzierung eingetreten ist, so bei den ursprünglichen Geschlechtsgenossenschaften, die lediglich durch das gemeinsame Blutsband zusammengehalten werden. Religion, Mythus, Recht, Sitte, Staat, Kunst usw. stellen sich somit nach dieser Betrachtung als organische Erzeugnisse der rastlosen sozialen Wechselwirkung dar, von der wir überhaupt nicht absehen dürfen, weder psychologisch noch tatsächlich. Denn auch, soweit unser kritisch geschulter Blick in die nebelumsponnene Urzeit zurückdringt, und soweit unsere ethnographisch gesicherten Ermittelungen reichen, finden wir überall auf Erden Verbände, Vereinigungen, seien sie auch noch so dürftig und locker — der geniale, singuläre Urmensch Rousseaus war eine trügerische Illusion. Der ersterwähnte Forscher Post sagt mit Recht: Bei genauerer Betrachtung stellt sich heraus, daß nicht das individuelle Rechtsbewußtsein der Schöpfer des Rechtslebens ist, sondern daß vielmehr umgekehrt das individuelle Rechtsbewußtsein ein Produkt des Rechts als eines sozialen Lebensgebietes ist. Nur soweit das Rechtsbewußtsein Bewußtsein ist, stoßen wir auf eine biologische Grundlage; soweit es aber Rechtsbewußtsein ist, finden wir nur eine soziologische. Das menschliche Bewußtsein hat in den Zentralorganen eine körperliche Basis, aber man wird vergeblich im menschlichen Körper nach irgend einem Organ suchen, welches der Sitz des sittlichen oder des Rechtsbewußtseins sein könnte. Ein isoliert aufwachsender Mensch würde denken, weil er ein Gehirn besitzt, und er dieses im Kampf mit der Natur ohne weiteres anwenden würde. Von einem sittlichen oder einem Rechtsbewußtsein würde man bei einem isoliert aufgewachsenen Menschen nichts spüren.

Beide sind lediglich ein Produkt des geselligen Zusammenlebens der Menschen; sie entstehen erst durch die Anpassung an die geselligen Verhältnisse, in denen der Mensch lebt. Erst durch diese füllt sich das menschliche Bewußtsein unter unzähligen anderen Anschauungen auch mit sittlichen Anschauungen und Rechtsanschauungen (Einleitung in das Studium der ethnologischen Jurisprudenz S. 18). Es ist übrigens beachtenswert, daß diese Tatsachen des Völkerlebens auch noch einen weiteren tiefen psychologischen Zusammenhang und Wert beanspruchen können; sind dieselben, wie wir uns überzeugten, sozialpsychischen Ursprungs, bekunden sie unweigerlich, wenigstens für jeden unbefangenen Blick, ein gemeinschaftliches geistiges Schaffen, das über den engen Rahmen des individuellen Bewußtseins hinausgreift, so sind die Niederschläge der unbewußten menschlichen Seelentätigkeit in den Sitten, Einrichtungen und Anschauungen der Völker eine äußerst wichtige Quelle für unsere Erkenntnis der menschlichen Seele, der wir auf direktem Wege nicht beizukommen vermögen. Es handelt sich hier um die so bedeutsamen Rückschlüsse, die z. B. bei den durch Tylor festgestellten und geistvoll verwerteten Ueberlebseln zu so erfolgreichen Entdeckungen geführt haben — die Betrachtung des religiösen Problems wird uns noch auf diesen Punkt zurückführen.

Ein wichtiges Moment bedarf zum Schluß noch der Erörterung. Durch die vergleichende moderne Völkerkunde hat es sich herausgestellt, daß es gewisse Normen und Institute gibt, die sich schlechterdings überall wiederfinden, selbst bei den stammfremdesten Völkern. Diese Organisationsformen (z. B. die primitive Geschlechtsgenossenschaft, die Blutsverwandtschaft, Blutrache usw.) und die entsprechenden Anschauungen besitzen somit strenge Allgemeingültigkeit, sie kehren stets auf derselben Gesittungsstufe wieder, einerlei bei welcher Rasse. Hier triumphiert gleichsam der allgemein menschliche Typus über die sonst entscheidende anthropologische Eigenart der Rasse und Abstammung. Dies ist das so oft vergeblich gesuchte (z. B. innerhalb des klassischen Areals der Griechen und Römer) Modell des wahrhaft allgemein Menschlichen, das übrigens auch, wie wir später sehen werden, in manchen typischen religiösen Bräuchen und Anschauungen hervortritt. Diese weite, weltumspannende Perspektive erzieht uns auch erst zu jener echt wissenschaftlichen Toleranz, die selbst in unserer aufgeklärten Zeit noch recht selten ist, zu der streng objektiven Beurteilung des Völkerlebens, die sich frei weiß von persönlicher Voreingenommenheit, von bloßer gefühlsmäßiger Bewunderung oder Verachtung. So schnell wie der Durchschnittsmensch mit seinem Urteil bei der Hand ist, so vorsichtig und behutsam sollte der wissenschaftliche Forscher sein, dem es auf die sachliche Erklärung irgend einer Erscheinung ankommt. Wir möchten noch einmal des früher erwähnten Gelehrten Post hier gedenken, der folgende eindringliche Warnung äußert: Die individuelle Wertschätzung ist ein ganz schwankender Faktor, der jede streng wissenschaftliche Behandlung des ethnologischen Gebietes unmöglich macht. Sittliche Entrüstung der Ethnologen darüber, daß ein Volk ehelos lebt, daß es dem Kannibalismus huldigt, daß es Menschenopfer bringt, daß es seine Verbrecher spießt oder rädert usw., trägt gar nichts zur Lösung ethnologischer Probleme bei, sie verwirrt nur den Kausalzusammenhang der ethnischen Erscheinungen, dem der Ethnologe mit dem kalten Auge eines Anatomen nachzuspüren berufen ist. Wer imstande ist, von unsinnigen Sitten und unsinnigen Volksanschauungen zu sprechen, der ist für die ethnologische Forschung noch nicht reif.

Frühlingsnacht.

Von Georg Hirschfeld.

„Ich gehe noch ein bißchen fort, Brinkmann."

„Jehen der Herr Professor noch'n bißchen an die Luft? Das ist recht, Herr Professor. Heute nacht ist es ja so warm. Ich weiß mich jarnicht zu erinnern —."

„Passen Sie gut auf den Ofen auf, Brinkmann. Die Retorten bleiben so stehen. Nicht anrühren — verstanden?"

„Aber Herr Jeheimrat können sich doch verlassen. Ich habe doch schon die jrößten Sachen mit dem Herrn Jeheimrat zusammen jemacht. In siebzehn Jahren —"

„Gewiß, gewiß. Es wird schon rot. Ich möchte eigentlich doch lieber noch eine Stunde hier bleiben."

„Aber Herr Professor sind jetzt schon drei Tage nicht draußen jewesen. Das kann doch dem Herrn Professor unmöglich jut bekommen. Der Herr Professor sind schon janz blaß und haben entzündete Augen . . ."

Andreas lächelte. Es tat ihm plötzlich wohl, diese einfältigen Worte der Fürsorge zu hören. Der gute, alte Brinkmann. Er hatte ja recht. Sein Gehirn war jetzt wochenlang in fieberhafter Steigerung von Zahlen und Kombinationen durchstürmt. Er hatte gar nicht gewußt, wie müde er schon war. Nun pochte plötzlich die Einfalt an das tief verschlossene Tor, und mitten im Brausen der Erwartung wurde ihre Stimme vernommen. Als hätten die Toten gerufen — Vater und Mutter — Helene. Er machte eine demütigende Entdeckung: der Mahner hatte recht. Ob der Forscher recht hatte, sollte sich erst erweisen.

Andreas verließ den rötlichen Rauchschwall, der den Ofen umgab, und näherte sich, durch das feuchte, vom Dufte der Säuren geschwängerte Halbdunkel tappend, einem Fenster seines Kellerlaboratoriums. Er stieß es auf. Von den Fliederbüschen, die draußen das Haus umgaben, schlug jetzt ein Zweig, dessen Frühlingskraft über den Fensterrahmen gewachsen war, in die Oeffnung. Seine violetten Blütentrauben trafen Andreas' Gesicht. Ein anderer Duft kam da herein. Und das Licht draußen, das ganze Dasein — wie anders. Mit seinen ernsten, prüfenden Augen blickte Andreas hinaus. Der Mond war nicht zu sehen. Er mußte jetzt über dem Hause stehen. Aber sein mildes, tröstendes Silberlicht lag auf allen Dingen. Die Bäume, vom Nachtwinde leise bewegt, schienen ihm entgegenzuatmen und Frieden zu suchen. Die Singvögel schliefen. Das Lebendige war in dieser Nacht wie tot, und das Tote wollte zum Leben erwachen. Ein warmer Duft, ein sanftes Leuchten, ein Fragen und Sehnen überall. Wo war der Mensch jetzt? — Ausgeschaltet? —

Andreas wollte klar bleiben. Er sah mit verschränkten Armen hinaus und glaubte zu lächeln. Hätte ihm jetzt ein Widersacher seines Herzens einen Spiegel vorgehalten, so wäre er erschrocken. Er lächelte gar nicht. Sein Gesicht lag in Gramfalten, war alt und traurig. Aber sein unbeirrbares Gehirn ließ sich von der Nachtluft nützlich erfrischen und sandte durch die brennenden Augen seinen, gutmütigen Spott in die „Schönheit der Natur" hinaus. Er war nicht sentimental. Er wußte,

wie draußen alles geworden, und was der Schimmer dieser Stunde wert war. Die Blumen dankten ihm für den Dünger, den er im Herbst hatte auftragen lassen. Darum waren sie jetzt so schön. Der Mond aber war gewiß nur davon erfüllt, sich recht zu „sonnen". Er kümmerte sich den Teufel um die verliebte Erde.

Zwölf. Da schlug die Uhr der Mathäikirche. Eigentlich hatte er schon an dem offenen Fenster genug Erholung. Der Einfall, jetzt auf den Straßen herumzulaufen, war töricht. Die Entwicklung des Experimentes hatte zwar noch einige Stunden Zeit. Das endgültige Resultat war erst nach Sonnenaufgang zu erwarten. Jetzt gab es doch nur ein untätiges Dabeisitzen, Harren und Bangen. Seltsam — Harren und Bangen. Diese Worte, die er als Wissenschaftler so gern vermied — nun stellten sie sich in dieser Nacht noch ein. Wie leidenschaftlich, wie fieberhaft er harrte und bangte, das fühlte er jetzt erst, als er am Fenster stand und in den Garten hinausstarrte. Sonst war es ja seine wichtigste Eigenschaft, kalt und klar zu bleiben im kritischsten Augenblick. Er „pflegte seine Aktivität kontinuierlich zu erhalten", wie Kollege Jädicke ihn charakterisiert hatte. Vor Träumen und Hoffen, Wünschen und Bangen, vor allem, was nicht wach war, hatte er Angst. Wenigstens in den letzten drei Jahren. Seit Helenes Tode.

Er schloß die Augen und lauschte gleichsam auf seinen Herzschlag. Wie unbegreiflich waren doch diese Reste früher Jugend. Steckte in dem Graukopf noch immer der Pennäler? Pochte und hämmerte noch der Wildfang, der „etwas erleben wollte"? Wie in den seligen Zeiten von Neu-Ruppin sah er jetzt in dem schönen Werdetraum da draußen alles Erstrebenswerte, in seine große Arbeit aber Last und Fessel. Lächerlich. Er durfte das durchaus nicht aufkommen lassen. Ein Mann, der sich der Sechzig näherte, ein Ordinarius, der schon Rektor Magnifikus gewesen. Man schämte sich doch am nachdrücklichsten vor sich selber. Das heißt, wenn er ehrlich war — dann schämte er sich eigentlich gar nicht. Er war nur verwirrt und überrascht. Das Gefühl, das ihn beherrschte, hielt er wie einen zitternden, kleinen Märchenvogel fest, den er mit plumper Hand zu zerdrücken fürchtete und doch nicht entflattern lassen wollte. Wenn er ehrlich war . . . dann lebte jetzt mehr ein Glück in ihm als ein Grauen. Jahre der Arbeit, der Enttäuschung, der nimmermüden, schmerzgeheiligten Hoffnung — waren sie nichts? Doch, doch, diese Stunde war flüchtig. Sie war nur eine Ausgeburt der Ueberanstrengung. Konnte nichts anderes sein.

Wann war es denn zuerst über ihn gekommen? Als Naturforscher grübelte er nach. Er wußte es aber nicht mehr. Der Feind war eben nicht tot gewesen — er hatte nur geschlafen. Physis, Physis. War seine Psyche wirklich nur bei den Retorten? Lebte sie von Säuren und Hydraten? Erstickte sie in einer blühenden Mainacht? Seine Studienzeit, Heidelberg, Jena, die hatten es anders gesungen. Draußen in den Fliederbüschen setzte jetzt mit klagender Wonne das Lied einer Nachtigall ein. Trieb? War das wirklich nur Trieb? Wie in ihm jetzt die Unruhe, der peinliche Fluchtgedanke? Trieb! . . . O Seligkeit, ihn im Alter zu kennen! . . .

Er wollte ein neues Element entdecken. Er war im Begriff, einer von denen zu werden, die das Jahrhundert der Wissenschaft zwei- oder dreimal schenkt. Was da im Ofen kochte und gärte, war bestimmt, den Namen Heinrich Andreas unsterb-

lich zu machen. Zu krönen, was unbeirrbarer Fleiß in dreißig Jahren vorbereitet. Er stand vor dem Tor, das sich auftun sollte und dem Gealterten einen Blick gönnen in das Land seiner ewigen Jugend. Denn das war sie, die Nachwelt. Was ihn jetzt versuchte, war nur dumpfer Wahn und Weg zum Abgrund . . .

Er wollte ein Element entdecken. Morgen früh, am 9. Mai des Jahres 1907, war es vollendet. Zu Helenes, der jäh Entrissenen, Gedächtnis hatte er es geschaffen. Absterben hatte er lassen, was dem einen mächtigen Zweck nicht diente. Er hatte die Kraft, zu fördern und zu bannen in sich, was not tat. Not tat! Woher dieses nichtswürdige Echo, das ihm den Ernst seiner Entschlüsse verdarb? Von unten kam es. Von dort, wo er stand, wo seine müden Füße sich eben noch hielten. Oben, Haupt und Auge waren frei.

Ein Element. Er wandte sich vom Fenster ab und starrte den Ofen an. O, daß es erst morgen wäre. Was hatte er zu Brinkmann gesagt? „Ein bißchen" wolle er fortgehen? Auf eine Stunde vielleicht? — Er belog sich. Auch das noch. Er wußte es ganz gut — einmal nachgegeben, einmal draußen im lüsternen Dunkel, wo das Gesindel wach war, verlor man sein Zeitgefühl. Da war man dem Dienst der Wissenschaft entrissen. Nein, nein. Er wußte jetzt, was zu tun war.

Er schloß das Fenster. Da er es ziemlich heftig tat und einen Knall verursachte, fuhr Brinkmann, der am Ofen eingenickt war, schuldbewußt empor. Andreas näherte sich ihm. Er strauchelte auf dem schlüpfrigen Kellerboden, denn eine zitternde Kraftlosigkeit war in seinen Füßen, machte sie willenlos und schwer. Nach Jahren empfand er heute wieder diese Angst vor einer tödlichen Erkrankung. Wie damals, in Königsberg, als er sich vergiftet hatte. War es am Ende auch diesmal eine Blutvergiftung? Gleichviel . . . Morgen war alles vorüber. Für ihn dann — alles.

„Brinkmann," sagte er mit matter Stimme, „gehen Sie ruhig schlafen, Brinkmann. Ich bleibe hier."

„Aber Herr Jeheimrat!" stotterte der alte Diener. „Was denken denn Herr Jeheimrat von mir? Schlafen! Das ist mir ja seit Königsberg nicht passiert! Schlafen im Labatorium!"

„Dessen habe ich Sie gar nicht beschuldigt." Lächelnd beugte sich der Gelehrte über die brodelnde Glut.

„Und jetzt, wo wir so kurz davor sind, das Eliment zu entdecken! Nein, Herr Professor!"

„Sagen Sie bitte nur Herr Professor, Brinkmann. Wechseln Sie nicht immer mit Professor und Geheimrat ab — das macht mich ganz nervös."

„Jott im Himmel, tu' ich denn das? So'n Schafskopf! Nein! Aber das kommt davon, seitdem der Herr Professor Jeheimrat jeworden sind. Da weiß ich wirklich nicht mehr, ob ich zum Herrn Jeheimrat Herr Professor sagen darf. Was ist denn nun eigentlich mehr?"

„Das kann ich Ihnen nicht sagen, Brinkmann. Halten Sie jetzt 'mal den Schnabel. Es wird."

„Wird?!"

„Ueberraschungen können jedenfalls nicht mehr kommen. Nach meiner Berechnung werden wir zwischen sieben und acht Bescheid wissen."

**

„Solange wollen der Herr Jeheimrat noch hier im Keller sitzen? Im dem Jestank und Moder? Nein, Herr Jeheimrat! Nein, Herr Professor! Jehen Sie doch um Jottes willen bloß 'n bißchen an die frische Luft! Damit das alle Zeugs aus die Lunge 'raus kommt! Ich bleibe hier! Ich jarantiere für alles!"

„Davon kein Wort mehr, Brinkmann —"

Weiter kam Andreas nicht. Ein äußerst heftiger Hustenanfall überfiel ihn, und er mußte sich auf den Schemel niederlassen, den der erschrockene Brinkmann ihm hinschob. Lange konnte er sich nicht beruhigen. Endlich gelang es der Massage des Dieners und dem frischen Glas Wasser, das er ihm vom Brunnen geholt. Andreas stöhnte. Erschöpft blieb er sitzen und schüttelte, über sich selbst ergrimmt, den Kopf.

„Sehn Se, sehn Se, Herr Professor", flüsterte Brinkmann. „Wenn das noch 'mal kommt, spucken Se Blut!"

„Unsinn. Ein Kohlensplitter. Weiter nichts. Aber ich werde doch ein paar Minuten fortgehen, sonst beruhige ich mich nicht. Sie haften mir für den Ofen, Brinkmann."

Der Alte nickte erfreut und versorgte seinen Herrn wie einen Kranken, der eine Badereise antreten wollte. Nachdem Andreas noch einen letzten Blick auf die knisternde Ofenglut und die verheißungsvoll leuchtenden Retorten geworfen hatte, stieg er seufzend die Kellertreppe hinauf und schritt behutsam, als ob sein Fortgehen unbemerkt bleiben sollte, durch den Garten ins Freie.

Wie lind und schön war diese Nacht. Er beschloß einen kleinen Rundgang zu machen. Die Tiergartenstraße entlang bis zur Hohenzollern- und allenfalls noch bis zur Friedrich-Wilhelm-Straße. Dann durch diese und das Kanalufer wieder zur Mathäikirchstraße zurück. Eine halbe Stunde war das höchstens. Wohltuend empfand er die absolute Stille. Sie hätte auch beruhigend auf ihn gewirkt, wenn es nicht so warm gewesen wäre. Im Gehen fast schwül. Als er in die Tiergartenstraße einbog, kam gerade das Automobil des Kommerzienrates Frankfurter nach Hause. Den Nachbarn war er also glücklich entgangen. Trotzdem hatte er das Gefühl, daß Lola Frankfurter, die Siebzehnjährige, betroffen aus dem Fenster des Wagens geblickt und ihn erkannt hatte. Früher war ihm die kleine Schwärmerin, die ihm mit Ausdauer anonyme, anbetende Verse sandte, gleichgültig gewesen. Er sah das kaum in seinem Arbeitsdrange. Jetzt aber empfand er zum ersten Male ihre Neigung als etwas Schönes und Echtes — ja, wenn er sich ganz klar sein wollte, als etwas Ermutigendes. Eine weibliche Seele gab es noch, die seine Person erfüllte. Dieses Kind stand an der Quelle des Erlebens und nahm mit ihrem Gefühl für ihn den ersten, reinsten Schimmer des Erlebens vorweg. Es blieb ja nicht bei dieser platonischen Sehnsucht. Der Weg der Natur war roh und kalt. Das Unheil solcher Erkenntnis war dem Menschen gegeben — nur dem Menschen, der das Tier in sich entdecken mußte. Andreas blieb stehen und blickte, um die Gedanken an Lola Frankfurter zu bannen, in den Mond auf. Der stand voll und silberweiß über den schwarzen Tiergartenbäumen. Warum dachte er jetzt nicht an die tote Helene? Weil sie tot war. Ihr Bild war ihm zum erstenmal verschwommen. Er konnte es nicht zusammenfügen. Sie war wirklich in einer anderen Welt. Oh, wie verlassen er sich fühlte. Und morgen — morgen sollte sein größter Tag sein. (Fortsetzung folgt.)

Samuels Erscheinung.

Da schrie die Frau zu Endor auf: Ich sehe —
Der König packte sie am Arme: Wen?
Und da die Starrende beschrieb, noch ehe,
da war ihm schon, er hätte selbst gesehn:

Den, dessen Stimme ihn noch einmal traf:
„Was störst Du mich? Ich habe Schlaf.
Willst du weil dir die Himmel fluchen
und weil der Herr sich vor dir schloß und schwieg
in meinem Mund nach einem Siege suchen?
Soll ich dir meine Zähne einzeln sagen?
Ich habe nichts als sie . . .“ Es schwand. Da schrie
das Weib, die Hände vors Gesicht geschlagen,
als ob sie's sehen müßte: Unterlieg —.

Und er, der in der Zeit, die ihm gelang,
das Volk wie ein Feldzeichen übertragte,
fiel hin bevor er noch zu klagen wagte:
so sicher war sein Untergang.

Die aber, die ihn wider Willen schlug,
hoffte, daß er sich faßte und vergäße;
und als sie hörte, daß er nie mehr äße,
ging sie hinaus und schlachtete und buk

---

und brachte ihn dazu, daß er sich setzte;
er saß wie einer, der zu viel vergißt:
alles was war, bis auf das Eine, Letzte.
Dann aß er wie ein Knecht zu abend ißt.

Rainer Maria Rilke.

Mit einem Gürtel.

Soneit von Herbert Eulenberg.

Gürtel, den ich ihr schenke, sage ihr,
Wenn du statt meiner ihren Leib umpreßt,
Den Ort, der mir der liebste ist, umfäßt,
Wie ich mich sehne, dort zu sein gleich dir.
Erfüllt wie du bei ihr, du schöne Zier:
Wenn ohne Anfang, ohne End und Rest
Du sie umschlingst und ungern sie verläßt,
Wenn's draußen Nacht ward. Dann gehört sie mir.
Erzähl' ihr nur von mir, wenn ich verreist
Und in der Fremde, für ihr Auge tot,
Und küß sie, Schnalle, stets, sei du mein Mund,
Der leis, wenn ich gegangen bin, mich preist,
Daß ihre Wangen glüh'n, vom Feuer rot,
Und will sie mich vergessen, küß sie wund!

Lord Byron. Von Herbert Eulenberg.

In der Morgenstunde des 1. Dezembers 1900 erschien unter den ersten verdammten Seelen Oscar Wilde vor der Hölle. Er legitimierte sich als Verfasser der „Salome", worauf man ihn ohne weiteres einließ und ihm eine bestimmte Zelle anwies. Er erkundigte sich sogleich bei dem Teufel, dem er zur besonderen Bedienung und Folterung überwiesen war, wann man in der Hölle Besuche mache oder empfange, und erfuhr zu seiner Freude, daß dies wie oben auf der Erde zwischen 12 und 1 Uhr oder abends um 5 Uhr geschehe und gestattet sei. Der Dichter lächelte dankbar gerührt, gab dem Teufelchen das letzte Frankstück, das er bei sich hatte, und erklärte, daß er zunächst seinen bewunderten Lord Byron besuchen möchte, und fragte, ob es weit bis zu ihm sei. Worauf ihm der Bescheid zuteil wurde: „O nein, Sire, hier eben um die linke Ecke herum. Seine Lordschaft haben sich aus musikalischen Neigungen in die Nähe des deutschen Viertels angesiedelt!"

„Well!" bemerkte Wilde und machte sich, nachdem er eine Stunde lang die nun einmal notwendigen Folterungen ausgehalten hatte, an die Toilette. Er schnitt sich die etwas zu lang gewachsenen Fingernägel und polierte sie, so gut es mit Stiefelwichse ging, die man ihm als Pomade hingestellt hatte. Zu einem Bade im Styx schien es ihm etwas kalt zu sein, und so verwendete er denn eine Stunde lang dazu, seine Krawatte zu binden, das einzige Bekleidungsstück, das man ihm vergönnt hatte. Denn jeder darf dort unten nur das Stück von seinem ganzen Habit tragen, das ihm am liebsten ist. Als die Höllenuhr zwölfe schlug, machte er sich auf den Weg, nahm, um sich anmelden zu können, die schwarze Visitenkarte vorn von der Türe seiner Zelle, auf der mit seinem Blut geschrieben rot sein Name stand, und trat auf die endlos lange schmale finstere Gasse hinaus.

Wie er so von Tür zu Tür herumtappte, begegnete ihm zu seinem Glücke Charon, der um diese Stunde den von dem ewigen Bellen und Anderketteliegen halb tollen Zerberus spazieren führen mußte. Der geleitete ihn brummend um die Ecke linker Hand, wobei der Zerberus, wie

dies bei Hunden üblich, stehen blieb, vor die Behausung seiner Lordschaft, die um ein bedeutendes geräumiger war als die Zellen der Nachbarschaft. Auch hatte sie ein kleines, schwarzes Fenster nach der Straße zu, durch das Wilde vorsichtig hineinguckte, um sich zunächst über die Situation klar zu werden."

Zu seinem Erstaunen entdeckte er, daß schon ein Besuch bei Byron war, und wie er näher hineinguckte, sah er, daß es kein anderer als Shelley war, der dort, bloß mit einem Strohhut angetan, bei dem Lord, der seinerseits, vermutlich um seinen Klumpfuß zu verdecken, nur hohe braune Stulpstiefel trug, zu Gaste war. Die beiden saßen mit übereinandergeschlagenen, knöchernen Beinen sich an einem Tisch aus Ebenholz gegenüber. Shelley rauchte aus einer Pfeife roten Qualm, und Byron selbst trank aus einer riesigen Flasche Feuerwasser. Sie waren mitten in einem Gespräch, und Wilde, der dies seltsame Bild nicht aufstören wollte, hörte draußen, unter dem Fenster geduckt, wie Lord Byron mit etwas heiser gewordener Stimme seinem Freunde erklärte:

„Du magst sagen, was Du willst, Percy, die Engländer sind die knotigsten Kerle, die Gott oben herumlaufen läßt. Sie haben uns beide, weiß der Teufel, so gepisackt, daß mir der Aufenthalt hier, ohne die blödsinnige Hitze, fast wie ein Sanatorium vorkäme. Und was machen sie mit allem ihrem Gelde, das sie der ganzen Welt abnehmen, sag mir doch! Seife, Maschinen und gute Kleider. Das ist ihre ganze Kultur.

Es kommt noch so weit, daß ich mich vor Horaz und Tibull, diesen römischen Griechen und Halbdichtern, schämen muß. Neulich sagte mir schon Ovid im Klub ganz anzüglich: „Ihr seid jetzt schon reicher, als wir jemals gewesen sind." Ich dachte an Manchester und konnte nichts erwidern. Wir verkommen, mein Freund, auf unsern Millionen, und schließlich bleibt nur noch Shakespeare von uns übrig wie Hannibal von Karthago.

Unterbrich mich nicht! Die Kunst gilt ihnen keinen Sixpence mehr. Maler werden zu Anstreichern und Dichter zu Journalisten in London gemacht. Ich hatte mich vor den Aristokraten um meine ganze Lordschaft gebracht, als ich mein erstes Gedicht fertig hatte. „Aber dafür sind doch Schullehrer da," sagte mir meine Mutter ganz entrüstet, und ich war wie von selbst zu den Whigs geworfen. Jeder Tory sah mich seitdem wie einen Seiltänzer an.

Wie ich mein erstes Drama, es war der „Manfred", herausgab, warnte mich der Herzog von Devonshire: „O, armer Mann, denken Sie an Ihre unsterbliche Seele, ehe Sie Souffleur werden!" Es war am nämlichen Tage, als mir Goethe aus Deutschland schrieb: „Ich rechne es mir zur Ehre an, mit Ihnen in brieflichem Verkehr zu stehen. Ihre dramatischen Versuche werden im Lande Shakespeares sicherlich die große Anerkennung finden, die sie verdienen."

Jawohl, Herr Geheimrat, keine Schmiere hat sich drum bekümmert! Sieh Dir doch ihr Theater an, Percy, zum Donnerwetter, wiewohl das Fluchen hier unten verboten ist, ehe Du mich unterbrichst! Weißt Du, was das Neueste auf englischen Bühnen ist? Dreifach verschiedenes Sonnenlicht, bunte Fräcke und echte Schneeflocken, die oben auf dem Schnürboden in einer Gefriermaschine hergestellt werden. Als jüngst Hamlet dort in halbem Mondlicht, umschneit, auf der Terrasse zu Helsingör erschien, rief man zum Schluß den Schnee statt des Hamlets heraus. Und als der Prinz gestorben war, lag er da, den Körper im Schatten, das Antlitz blau und die Hände rot beleuchtet, die Augen zur Decke gerichtet. Das andere war Schweigen. Im Hintergrunde hörte man sich Shakespeare dreimal knarrend im Grabe umdrehen.

Alle ihre neuen Stücke sind um der Kostüme oder der Requisiten willen geschrieben, die darin getragen oder schnell wie faule Wechsel herumgereicht werden. Die Wegweiser nach Griechenland sind abgehauen worden, und wer heute in London fürs Theater schreibt, der muß zuvor zwei Jahre lang zu einem Taschenspieler in die Lehre gehen. Die Poeten in England werden samt und sonders zu Spitzbuben, die sich vom Verblüffen nähren. Auch den irischen Duckmäuser haben sie dazu gemacht, der da draußen hinter dem Fenster steht, und der sich einsperren ließ, statt ihnen davon zu laufen."

Damit stieß Lord Byron mit seinem Klumpfuß die Türe auf und zog den erschrockenen Wilde an seiner Krawatte in die schwarze Kammer hinein.

„Nichts für ungut, mein Bester!“ fuhr seine Lordschaft fort, „ich erkannte Sie schon lange an dem roten Schatten, den Sie drüben auf die Behausung meines Freundes Garrick warfen. Es freut mich, daß Sie endlich zu uns heruntergekommen sind. Hier, Percy, hast Du den jungen Athener aus Dublin, dessen „Salome“ ich Dir zum vorigen ersten April geschenkt habe. Ein nicht unübles Buch, wenngleich es mir ein wenig zu stark parfümiert ist und nach Paris riecht wie eine Sumpfente.

„Nehmen Sie Platz! Rauchen Sie oder trinken Sie? Es wird Ihnen sicherlich bei uns gefallen, wiewohl Sie — eine schlechte Wirkung vom Zuchthaus her — eine gewisse Neigung zum Pietismus in der Nase haben.

Ich werde Sie heute abend zum Klub der Gemütlosen abholen. Sie finden ein paar reizende Menschen dort: Béranger, Heine, Aristophanes, Poë, Goldoni u. a. Die Gesellschaft ist völlig international. Wir erzählen uns Fragmente aus unserm Leben. Mein Freund Schumann macht Musik dazu. Leider ist das Lachen dort, wie überall hier unten in der Hölle, verboten.

Wenn Sie Shakespeare sehen wollen — gewöhnlich die erste Kuriosität für alle neu angekommenen Engländer —, so machen wir den kleinen Umweg über die Asphodeloswiesen. Er macht dort allabendlich mit Homer und Li-Tai-Pe seinen Spaziergang, da ihm die Gesellschaft des Sophokles wegen des ewigen Fachsimpelns, in das sie beide wider Willen stets hineingerieten, unerträglich geworden war.

Ich kann Sie leider nicht zum Diner begleiten, bei dem jeder Feinschmecker dazu verurteilt ist, die ihm nicht zusagenden Speisen zu verzehren, da ich Ludwig dem II., dem Bayern!önig — you know him! — versprochen habe, ihm den siebzehnten Gesang meines „Don Juan“ vorzulesen, den ich hier im Inferno geschrieben habe, und in dem ich die neuesten Engländer, made in Germany, Spießruten laufen lasse. Seine höllische Herrlichkeit, der Satan selbst, haben mir zu Ehren in der Maske des „Kain“ gleichfalls sein Erscheinen in Aussicht gestellt. Wenn Sie erst, wie ich heute, 75 Jahre in der Hölle gehaust und ihre Konventionen vergessen haben, werde ich Sie mit zu diesen intimen Zirkeln nehmen.“

Damit reichte der Lord seinem verlorenen bürgerlichen Bruder die Hand, boxte Shelley freundschaftlich zur Türe hinaus und begann, — darin bestand seine harte tägliche Pönitenz, — aus seinen Werken die mißlungenen Verse, die er nun nicht mehr ändern konnte, herauszusuchen und wehmütig zu betrachten.

Tagebuch. Von Hermann Bahr.

29. Januar. Franz Blei in München freigesprochen. Dies gehört auch zum heutigen Deutschland, daß ein so feiner, so kluger Autor von solcher intellektueller Reinheit erst nachweisen muß, kein Pornograph zu sein. In einer ein wenig kultivierten Gesellschaft würde es genügen, daß er einen Satz vorliest. Wer in der Wahl von Worten, in ihrer Fügung, ihrer Folge von einer so zarten Scham ist, wäre vor solchem Verdacht dort gesichert. Dann aber hätte der Staatsanwalt nun seine Sprache vorzulegen. Es könnte sich zeigen, daß einer geschlechtlich enthaltsam, erotisch taub und doch ein Schwein sein kann. Und: lernen denn diese Staatsanwälte gar nichts? Der scheint nicht einmal zu wissen, was diese Gedichte des verruchten „Lustwäldchens“ in unserer deutschen Entwicklung bedeuten. Zweimal haben die Deutschen vor Weimar versucht, ihre Lümmel zur Anmut zu biegen und sich einen Schein geselliger Kultur zu geben: im Minnesang zuerst, dann in diesen galanten Dichtern der Barocke, von welchen es unmittelbar zu Goethe geht. Es gibt nun einmal keine menschliche Bildung als durch die Lust an der Liebe, hier wurzelt jede.

3. Februar. Attentat in Portugal. Wenn ich König wäre, ich würde das Geschäft aufgeben. Es muß ungemütlich sein, nicht ohne Furcht über die Gasse gehen zu können. Vor einem Duell hat man eine unruhige Nacht. Sie sind aber doch immer wie vor einem Duell, früh und spät. Königlich erzogen, wäre ich wahrscheinlich auch der Meinung, daß die Feinde der Könige schlechte Menschen sind. Sicher. Aber ich hätte keine Lust, mich durch böse Menschen ängstigen zu lassen. Ich würde das Geschäft auflösen. Es bliebe mir immer noch so viel, standesgemäß auf hohen Bergen, an blauen Meeren zu leben. Und ich wäre plötzlich ungeheuer beliebt. Alle Kollegen würden neidisch. Das tut doch der Eitelkeit wohl. Und ich hätte die beste Presse. Ich könnte mich ja auch, zum Zeitvertreib, ins Parlament wählen lassen. Die Radikalen würden sich um mich reißen. Wenn man denkt, wie berühmt, wie verehrt schon der kleinste Baron ist, der ein bißchen demokratisch tut! Wahrscheinlich würde ich auch materiell nur gewinnen. Einen König a. D. zum Präsidenten zu haben, welche Gesellschaft, welche Bank muß das nicht reizen? Und ich könnte Konzerte geben. Auch das Kabarett bliebe mir. Und die Töchter der Milliardäre. In den ersten Jahren wäre das sicher herrlich. Die Gefahr ist nur, daß es mir alle nachmachen würden. Dann hätte es natürlich bald keinen Reiz mehr. Ernsthaft: ich verstehe den Zar wirklich nicht, ich kann durchaus das Motiv nicht finden, das ihn zu bleiben bestimmt. Ich würde zum Beispiel, obwohl ich zur Meinung neige, daß Eigentum Unrecht ist, dennoch niemals stehlen, bloß weil ich mir sage: du wirst einmal erwischt! Und so muß er, wenn er sich auch selbst gar nicht im Unrecht fühlen sollte, sich doch täglich sagen: du wirst einmal erwischt! Nun heißt es freilich: Tradition, Ehre, Pflicht! Möglich, daß die Vergangenheiten dort oben noch leben. Möglich auch, daß der Reiz der Macht, selbst einer imaginären, stärker als alle Furcht vor Gefahren, als aller Wunsch nach Ruhe, Freiheit und Sorglosigkeit ist. Möglich. Aber wenn ich mich vielleicht auch in den Wahn der Könige finden mag, niemals kann ich ihre Frauen verstehen, die Mütter ihrer Kinder. Wenn irgendwo die Masern sind, packt jede Mutter ihr Kind und rennt, hört nichts, läßt nichts gelten, nur fort, nur fort, daß bloß das Kind die Masern nicht kriegt, sonst weiß sie nichts mehr von der Welt, alles andere ist ihr gleich, nur nicht die Masern! Bürgerlichen Müttern steht das Leben ihrer Kinder höher als Reichtum oder Ansehen. Oben scheint das anders. Es muß oben doch eine besondere Abart von Menschen sein.

Politischen Journalisten scheint das Gefühl für den Wert und Sinn der Worte ganz zu fehlen. „Ein unerhörtes Verbrechen ist begangen", heißt es überall. Haben sie nie von Harmodios und Aristogeiton gehört? Von Brutus? Von Cromwell? Ich mag diese gar nicht sehr, weil ich Gewalt niemals mag, auch als Rache nicht, auch von unten nicht, aber auf der Schule lernten wir, daß dies Helden waren.

5. Februar. In der Akademie, Ausstellung der englischen Maler. Gainsborough, ja. Eine Lust, daß ein Mensch solche Hand hat. Aber dies alles ist eine dienende, den Mächtigen schmeichelnde, über das Leben täuschende Kunst. Wir wollen eine Menschen weckende, Macht brechende, Leben bringende. Spottet nicht, daß die hohen Herren von unserer Kunst nichts verstehen! Sie verstehen sie besser als mancher unter uns selbst. Sie verstehen, daß es eine Kunst ist, die nicht mehr dienen will, sondern in ihr erhebt sich der Mensch. Warum tun wir unschuldig und leugnen?

21. Februar. Mit Leo Greiner, der zu den Proben der Lysistrata gekommen ist, ein Gespräch über griechische Heiterkeit. Wir sind einig, daß sie garnicht den ewig blauen Himmel

der Philologen hat. Aber auch er scheint mir sie zärtlicher, inniger, zierlicher zu sehen, als sie mir ist, zu Rokoko. Sie lacht mit verbissenen Zähnen, mit geballten Fäusten, mit verzerrten Muskeln, ein irres, schamloses, knirschendes Lachen der letzten Wildheit, ein Lachen am Galgen, das schon den Tod im Halse hat. Vor der Heiterkeit der Griechen wird mir alles Tragische der anderen Völker zur Posse; erst unsere Musik hat sie wieder, Bach in der Chromatischen Fuge, Wagner im dritten Akt Tristan und in den Meistersingern, Mahler in der Fünften. Eine Heiterkeit, die das Nichts erblickt hat, unser eigenes und der scheinenden Welt eingeborenes Nichts. Alle Freuden sind erfüllt, alle Schmerzen geleert, der Kreis um alles Leben gezogen, was soll nun sein? So fragt auf seiner Höhe, aus seiner Tiefe der Mensch. Der Wahn ist zerstoben, was nun? Da wir nun doch erkannt haben, daß nichts als Wahn ist! Also weiter im Wahn, aber wissend, daß es Wahn ist. So hat der Grieche am Grabe seines ungeheuren Ernstes zuletzt das Lachen entdeckt. Was soll man schließlich auf der Welt sonst noch anfangen, als heiter zu sein? Es bleibt einem nichts übrig. Dies ist es: es bleibt einem nichts übrig. Das bricht in aller griechischen Heiterkeit immer wieder aus: es bleibt einem nichts übrig.

25. Februar. In Zeitungen wird die Destinn geschmäht, weil sie niemals zögert, sich als Böhmin zu bekennen. Man findet das undankbar gegen Berlin, wo sie doch viel Geld verdient. Nehmen wir an, ein Berliner exportiere nach England. Muß er nun, um der englischen Kundschaft willen, aufhören deutsch zu fühlen? Meine Bücher werden in Frankreich gekauft, nimmt mir dies das Recht auf deutsche Gesinnung? Aber so sieht der Deutsche den Künstler an: er glaubt, um den Preis, den er für sein Werk zahlt, ihn selbst zu kaufen, mit Haut und Haar. Der Künstler darf keine Seele mehr haben, alles gehört dem Publikum. Und die dummen Mimen freuen sich noch, wenn der Journalist protzt: Unsere gefeierte X., unser großer Z.! Wie der Bauer sagt: Unsere Kuh, unser Schwein! Zu Leibeigenen, Geisteigenen des Publikums machen sie sich und sind dann gekränkt, beim Gesinde zu stehen. Aber das ist so wunderschön von der Destinn, daß diese große Künstlerin immer ein unbeugsamer, trotziger, reiner Mensch bleibt und den öffentlichen Gemeinheiten ihre Verachtung nicht verhehlt.

11. März. Da wird gestritten, ob man Beethoven tanzen kann. Jede Kunst kann doch zum Erlebnis nicht bloß das unmittelbare Leben, sondern auch eine andere Kunst nehmen. Ich erlebe den Frühling, das Meer, die Rache. Das heißt: der Frühling, das Meer, die Rache schlagen mein Inneres auf, es springt heraus. Ganz ebenso kann ich die Griechen oder ein Lied, einen Tanz erleben: sie setzen sich im Dichter in Worte, im Maler in Farben um. Ein Maler macht den Krieg. Das heißt: ein Krieg, in dem der Maler war, von dem der Maler hört, an den der Maler denkt, läßt ihn Gestalten sehen. Vögel zwischern: der eine hörts, der andere siehts, den macht es singen, den malen, den tanzen. Sonne strahlt und der Strahl wird hier ein Klang, dort ein Vers. Aber wie der Strahl, fliegt jetzt auch der Klang, fliegt auch der Vers durch die Welt, warum soll der nun nicht auch wieder wirken, der Klang, der Vers, wie der Strahl, und sich nicht auch wieder verwandeln, wie damals der Strahl in Klang und Vers, so Klang und Vers jetzt in Tanz oder Licht? Kann man Beethoven malen? Beethoven malen, das heißt nämlich gar nicht, Töne zu Farben

machen, förmlich übersetzen, Takt um Takt, sondern es heißt: Beethoven erleben und dafür einen malerischen Ausdruck haben. Es gehört nichts dazu, als daß einer fähig ist, sein Erlebnis zu malen, und menschlich fähig ist, Beethoven zu erleben. Ich würde Walser, den ich sehr gern habe, nicht Beethoven malen lassen. Aber ich würde deshalb nicht sagen, daß man Beethoven nicht malen kann.

Der enigmatische Mann. Von Hans von Kahlenberg.

6.

Deine Ruhe ist mir über alles wichtig. Ich möchte Dir keinen Augenblick der Störung verursachen, nicht einmal beeinflussen, unbescheiden oder aufdringlich in Deine Wesensart mich einschieben möchte ich. Du bist so vollkommen wie Du bist und ich finde Dich unbeschreiblich lieblich. Beinah befriedigt mich, daß Du keine Schönheit im gewöhnlichen Sinne und für die große Menge bist. Ich bilde mir dann ein, Dich entdeckt zu haben, erzähle mir vor, daß ich Dich hübsch und malerisch mache. Keine Photographie, all Deine Bilder nicht geben mir die Profillinie, die ich kenne, die keck, ein wenig herausfordernd, und doch immer voll Anmut, voll Flüchtigkeit und zerbrechlichster Feinheit ist.

Man könnte sie nur in Silberstift nachzeichnen. Den Silberstift handhabte als Meister nur Einer, Lionardo.

Denke nicht, daß ich Dir jetzt Schmeicheleien sage, um Dich für meine Roheiten und Verdüsterungen zu entschädigen.

Warum kommst Du? Du tätest weiser, nicht mehr zu kommen, denn ich bin nicht gut. Ich hatte schon als Junge die verhängnisvolle Neigung, mein Spielgerät zu zerbrechen und in Urbestandteile zu zerlegen. Ich bringe kein Glück.

Trotzdem brauche ich Glück. Ich brauche Ruhe, ein Haus im Dorf oder in einer ganz kleinen Stadt. Vielleicht könnte ich etwas Gutes arbeiten, ich wäre einmal gern Arzt geworden. Ich bin auch fleißig, fiebrisch fleißig, aber ich vollende nichts, die Ergebnisse meiner Arbeit fesseln und befriedigen mich nicht. Die Arbeit ist meine undankbare und unerbittliche Geliebte. Die liebe ich wirklich. Alles andere nicht, auch die Weiber nicht. Kein Weib.

Ich verabscheue Geld. Nicht weil ich es immer besessen habe. Gerade weil ich mal keins hatte, weil ich weiß, wie gemein der Besitz ist und welch erniedrigenden Vorteil er dem Reichen über den Armen bietet. Jetzt noch unterstütze ich zuweilen, wenn die Laune mich gerade packt, solche Hilfsbedürftigen, Künstler und Geistesarbeiter. Ich kenne Einige, die anständiger sind als wir alle zusammen, die ihre Wohltäter beschenken und beschämen. Eigentlich bereiten sie mir Mißbehagen, solch ein Hund ist der Mensch! Die Andern, die unverschämt, prahlerisch und gaunerhaft werden, machen mir viel Spaß. Sie passen sich meiner Weltanschauung ein.

Du bist ganz gut und durchsichtig klar. Alle Gemeinheit ist an Dir wohl vorübergegangen, sie hat Dich nie berührt. Du stehst auf einem Piedestal gleichsam, in eine andere

Welt entrückt. Darum brauche ich mir so wenig Zwang aufzuerlegen, mich vor Dir im Kot herumzuwälzen und hündisch zu sein. Dich trübt es nicht.

Ein Geheimnis will ich Dir anvertrauen, kleine Diana! Ein wirkliches. — Ich arbeite wieder. Nun, durch Dich werde ich etwas Gutes machen und Deinen Namen zu den Sternen tragen, wo er von Anfang an für mich geschrieben stand. Du sollst stolz auf mich sein. Nur, habe Geduld! Komm!

7.

Eines Tages würde ich Dir Alles bekennen, was zwischen uns steht. Ich gestehe Dir eine Schuld. Dann will ich an Deinem Herzen ausruhn und ganz stille sein.

Weißt Du, wann mir am wohlsten ist? Wenn ich Dich auf meinen Knieen halte, mein Kopf gegen Deine Brust liegt und ich Dein Herz schlagen höre. Dein Herz ängstigt sich um mich, ich fühle es wohl! Du suchst und fragst, nicht mit den Lippen, aber in kleinen, erschrockenen Blicken, mit abbittenden und einschmeichelnden Bewegungen. Tritt leise auf, als ob Du bei einem Kranken eintrittst, setze Dich neben mich und blicke vor Dich, wie man am Lager der Sterbenden Ausblick hält, nicht in die Weite, — die Weite birgt schlimme Ahnung, — nicht zurück, weil Vergangenes an die Vergänglichkeit kein Recht mehr hat.

Ich quäle Dich, aber Du sollst mich befreien, Deine Gequältheit verschafft mir Linderung.

Es macht mir Plaisir, während ich Dich im Arme halte, Deines Mannes Einladung abzusagen: Meine ergebenste Empfehlung an die gnädige Frau. War es grausam, Dich in voller Toilette von einem Diner zurückzuhalten und bei mir zu behalten? Ich wollte nicht, daß Andere sich an Dir freuten, und ich war den Abend hungrig.

Du weißt nicht, wie unendlich öde für mich Männer und Männergespräche sind, ihre hündische Unverschämtheit und kaltherzige Gier! Ich habe einen Bekannten, der seine Freunde einladet, von seiner Wohnung aus mit dem Teleskop eine Schwimmanstalt zu beobachten. Er ist ein Mann in den Vierzig, weder ein Lüstling noch ein Künstler. Das kitzelt ihn ein wenig, diese bloße Vermutung von Nacktheit, von häßlichen und armseligen Formen in unschönen und lächerlichen Verhüllungen. Bei diesem Genuß werden Nachmittage zugebracht, und man sucht seine Bekanntschaft, wie man in der besten Gesellschaft Jagdeinladungen von zweifelhaften Gentlemen annimmt.

Die Frauen sind ein Wild, es bringt Ehre, sie zu erlegen und zu verletzen oder in Fallen zu fangen. Die größte Ehre ist, sie zu töten, weil ein zärtliches und wahrhaftiges Geschöpf dann echte Tränen geweint und wirkliche Schmerzen gelitten hat. So traurig ist das! Die Frauen rächen sich, indem sie lügen. Alle lügen. Wir Männer alle glauben an ihre Verlogenheit und wollen ihrer Ehrlichkeit nicht glauben. Manchmal wiederhole ich mir gewisse Sätze, die Du gesagt hast, und denke, Du kannst sie auf ehrenhafte Weise nicht erfahren haben, sie sind unanständig und zweideutig. Du drehst Deine Haare mit dieser

zugleich hastigen und lockenden Bewegung nicht zum ersten Mal so ein, wenn Du Dich von meinem Lager erhebst. So liefst Du schon vorher durch die Stadt und durch den Kot mit Deinen feinen, weichen, verwöhnten Stiefelchen, ein anderer Mann zog Deine Stiefelchen aus, wie ich sie ausziehe, und wärmte die beweglichen, schnellen und spitzbübischen Füßchen, die wie lebendige, kleine Tierkörper für sich sind, zwischen seinen Händen. Wenn ich lange in Deine Pupillen sehe, werden sie unter dem Spielen, unter dem Tanz der Lichter, schwarz, starr und steinern wie Achat. Du bist Isis, die schauerlichen Opferfeierlichkeiten zusteht. Du bist alt wie die Welt, Du mordest und gebierst.

Deine Brüste sind mütterlich, obgleich Du nie ein Kind trugst. Auch das befremdet mich. Ich lehne mich auf gegen Deine Unfruchtbarkeit, gegen die glatte Reinheit und Fischblütigkeit Deines Körpers. Ich möchte ihn blutend sehn, aufgerissen, in schmerzhaften Zuckungen.

Wir werden ein Kind zusammen haben, es soll in England oder in Italien groß werden. Beide Länder sind frei in einer verschiedenen Weise, nur das Menschliche gilt, in dem einen als Form, im andern als Tat. Wir handeln zu wenig in Deutschland und lieben die Form nicht genügend. Aber unser Kind könnte ein großer Künstler oder ein Eroberer werden.

Der einzige Grund für mich zu heiraten wäre, daß eine Frau von mir ein Kind trüge. Ich würde mein Kind sehr lieben, vielleicht weil ich mich selbst zu sehr liebe. Die Mutter könnte eine ganz einfache Frau, könnte eine Bäuerin sein.

Ich besitze gar keine Sinnlichkeit im gewöhnlichen Sinne. Sie ist mir ekelhaft, wie einen später die Gier, das unbeschränkte Freßbedürfnis gewisser Wachstumsjahre, anekelt. Ich könnte mit Dir Tag und Nacht zusammen sein, jahrelang, und Dich nie berühren. Doch, wenn ich Dich nur einen Tag nicht sehe, habe ich Sehnsucht.

Dies Leben ist für mich ungesund und unerträglich. Du kommst zu selten, Du kannst nicht häufiger als in der Woche einmal kommen, die übrige Zeit liege ich auf dem Lager, wo Du gelegen hast. Ich stelle mir alles an Dir deutlich vor, ein Duft, der in diesen Räumen zurückgeblieben ist, peinigt mich, ich fürchte ihn sich verflüchtigen zu lassen, warte und träume.

Das ist nervenzerreibend. Es macht mich zur Arbeit unfähig.

Ich will von Dir nicht sprechen oder sprechen hören. Ich gehe aus und geselle mich Leuten zu, in der Hoffnung, daß Dein Name genannt wird. Dann ärgert mich ihre Kälte oder ihr Witz, ich könnte die umarmen, die Dich anmutig und rein finden. Oder der Argwohn kommt wieder über mich, wenn sie Dich zu warm verteidigen. Ich würde den Verteidiger dann gern töten, methodisch und kalt, wie man sein Ziel auf die Scheibe nimmt. Solch ein Schuß ins Zentrum würde mir Ableitung und Lösung schaffen.

8.

Ich weiß, daß Du mir folgen würdest, bedingungslos und ohne Frage, nach Paris oder Rußland. Du würdest sehr elend sein und Dich nie beklagen. Du hast kein Geld und würdest mich kein Geld kosten wollen. Du bist zu gut, zu unberechnend und zu großmütig bescheiden. Man könnte Dich sehr mißbrauchen und Dich sehr unglücklich machen.

Eine Frau wie Dich heiratet man. Sie nimmt die Liebe ernsthaft und ist treu, aufopfernd und geduldig. Alles ginge so leicht und so glatt. Nichts, rein nichts steht uns im Wege. Warum greife ich nicht nach dem Glück? Warum ziehe ich es nicht herab zu mir aus seinen feinen und heitren Himmeln, und halte es sehr fest und baue darum eine Mauer und lasse niemand mehr hinter meine Mauer schauen? Niemand.

In meiner Heimat weiß ich um einen Garten solch eine Mauer. Der Garten ist ein alter Klostergarten, das Kloster ist auch noch da, alte Leute verleben ihren Feierabend drin, und an den besonnten Mauerhängen reift Spalierobst. Ein paar uralte Nußbäume stehn vor einem weißen Torwächterhäuschen, den Brunnen faßt ein Steintrog, ein lebendiger Strahl läuft Tag und Nacht, man hört den Regen aus den Schläuchen leise gegen die Wurzeln der Birnbäume sprudeln, und fortwährend fallen die blauen Pflaumen, weiße und grüne Aepfelerstlinge.

Wir wären so einfach, wenn wir dort wohnten. Es ist so wenig was zu einem friedlichen und reichen Leben genügt! Wir hätten Hunde und Kinder. Jeder kennt mich von Jugend auf dort, die Eltern haben meine Großväter gekannt, ihre Jungen spielen mit unsern Buben. Sich diese Dinge ausmalen ist lieblich wie ein Hirtengedicht. Dem Verbannten folgt die verlorene Weise in seine Friedlosigkeit. Zweifle nicht an mir und verzweifle nicht! Ich bin schuldig, aber nicht böse. Ich will gewiß nichts Böses tun, quäle Dich aber.

Vergieb mir, ich weiß, Du kannst nur geben und vergeben! Ich hätte mir das Leben genommen, wenn ich Dich nicht gefunden hätte. Du bist das Beste meines Lebens. Ich möchte für Dich nur Sonne und Segen. Du verdienst Güte, weil Du gut bist. Du bist mehr als gut, Du bist groß.

Hab ich Dir weh getan letztes Mal, physisch weh? Du sahst leidend und müde aus. Du weinst zu viel, ich mag Tränen nicht.

9.

Manchmal bist Du trotzig und empörst Dich. Du sagst Bosheiten, die treffen sollen, und zitterst doch vor Angst, daß sie wirklich treffen könnten. Sie sind nur blindlings herausgeschleudert, entstammen lautrer Hilflosigkeit, Du erwartest dafür die Rute oder wartest auf ein beruhigendes und gutes Wort, wie ein kluger Erzieher zum Kinde spricht. Du zweifelst so wenig an meiner ursprünglichen Güte, an meiner Ueberlegenheit und Stärke.

Das ist rührend an Frauen und ganz unverbildete Natur. Aber wir sind schwach geworden, schwankend und zwiespältig und verlogen durch all die Jahrhunderte zehrender Zivilisationen. Die Geliebte sieht den Mann immer wieder stark, fröhlich und schutzspendend, wie Eva Adam sah, denselben Adam, der sich feig hinter ihr verkroch, Entschuldigungen stammelte vor einer höheren Philosophie, vor der Logik oder Einsicht, — vor seinem Gott.

So beschämend ist das! Wenn ich wirklich stark wäre, könnte ich Dich züchtigen oder küssen. Wir sollen spielen und Ihr sollt Spielzeug sein. Du bist ein armer kleiner Schauspieler ohne Partner, der seine Rolle allein spielt. Ich kann nicht mehr spielen, ich kann auch nicht froh oder stark sein.

Einmal ja! Damals war ich sehr arm und hatte nichts zu essen. Der Hunger ließ mir zum Spielen keine Zeit und durch die Not wurde ich verführt, anstatt zu verführen. Ein Mann wird Zuhälter, der empfängt, der sich erwerben läßt, anstatt zu werben. Frauen sind sie großmütig, wo sie schenken. Sie wissen, eigentlich sollten ungroßmütig immer nur Beschenkte sein, sie werden männlich und übertrieben, werden als Gebende unköniglich.

Ich sehe manchmal auch an Dir Ermüdung, sehe, wie auf Deine Unschuld und fröhliche Wärme eine kalte Hand sich legt. Du hast Angst vor mir, Du bildest Dir ein, ich könnte Verbrechen begangen haben. Und brennst doch wieder, mein Vertrauen zu empfangen, Dich selbst zu beladen und zu belasten mit meinem Verbrechen. Du gingest gerne mit nach Sibirien, trügest Porzias Wunden oder spendetest Adrienne Lecouvreurs Juwelen.

Es wäre schwierig indes Dir mitzuteilen, daß man verdrossen ist, weil der Darm nicht genügend entleerte, daß der Neid mich zerfrißt und hämisch macht, oder daß gemeine Ansinnen und Gaunerei in einem ungesunden Augenblick stärker erregen als himmlische Opferbereitschaft und Treue.

Du langweilst mich mit Deiner Treue und fühlst, daß Du langweilig bist, und wirst niemals verstehen, weshalb Manon geliebt wurde oder jene welke Dirne mit den gelben Haarzotten, oder warum Männer eine aufgeschwemmte und betrunkene Köchin heiraten? Dich bekümmert, daß ich trinke. Du bemühst Dich heiter zu sein und bist witzig, gelehrt, philosophisch, windest Deinen lieben Geist, läßt ihn in tausend kleinen Lichtern und Kanten spielen, um mich festzuhalten. Ich sah unter all dem Feuerwerk Deine Angst, sah die Qual im Lächeln. Und ich hasse Dich, daß Du nicht ganz leichtfertig, ganz hohl, ganz nichtswürdig bist.

Es würde mir Vergnügen bereiten, Dich auf einem Diebstahl oder auf einer Gemeinheit zu ertappen. Du solltest lügen, solltest kleine widerliche Laster haben. Du bist zu sehr Ehrenmann, um einen Mann ganz zu fesseln, zu göttlich ungeschickt, um schmutzige Untergründe aufzuwühlen.

Ich glaube, ich liebe Dich gar nicht. Aber ich kann ohne Dich nicht leben. Du, Du sollst mich lieben und sollst warten und nichts Schlechtes von mir denken! Ganz Schlechtes nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Was sollen wir lesen? Vorschläge für eine deutsche Hausbibliothek.

Von Berthold Litzmann.

VI. Roman der Gegenwart.

Auf das Totenlager des alten Dubslaw Stechlin legt ein Kind die ersten Blumen, und als Fontane die Augen schloß, ist es auch die Jugend gewesen, die ihm die ersten Blumen aufs letzte Lager legte, die Jugend, die in dem Achtzigjährigen, der der Altersgenosse ihrer Väter und Großväter gewesen, den Führer verlor, richtiger den Kameraden, den sie auf ihren — die treue Widerspiegelung des Lebens in der Kunst als Hauptziel verfolgenden — Bahnen in gleichem Schritt und Tritt sich zur Seite gefühlt hatte. Heute ist das, was damals als Parole der Jugend galt, schon veraltet, und ein jüngeres Geschlecht strebt auf anderen

Wegen anderen Zielen zu. Aber wenn auch diese sog. naturalistische Bewegung der beiden letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts nicht mehr Gegenwartsbewegung, nicht mehr Ausdruck der treibenden künstlerischen Kräfte und Ideale der Gegenwart ist, und wenn infolgedessen das allerjüngste Geschlecht gerade gegen den „Naturalismus" von einer übertriebenen Empfindlichkeit ist, ja selbst wenn ihr darin recht gegeben werden kann, daß überraschend schnell die Losung von der schlechthin bedingungslosen Wiedergabe der Natur in der Kunst als Selbstzweck ihre Werbekraft bei den Schaffenden und ihre Anziehungskraft bei den Genießenden verloren hat, so darf uns das doch nicht blind machen, einmal gegen die aufrüttelnde befreiende Kraft, die von der naturalistischen Bewegung ausgegangen ist, und gegen den bleibenden Wert der Dichter und der Dichtungen, die durch den Naturalismus ihr Gepräge erhalten haben, und in denen er einen die Stimmung und Mode des Tages überdauernden künstlerischen Ausdruck gefunden hat. Ein solches Monument des deutschen Naturalismus von bleibendem Wert ist Georg von Omptedas 1896 erschienener Roman „Sylvester von Geyer. Ein Menschenleben". Ompteda ist zweifellos ein Schüler Emil Zolas, der in seinen Romanen zuerst das Evangelium des Naturalismus gepredigt und vertreten hat. Aber wer danach in diesem „Menschenleben" etwa ein Spiegelbild des Lebens mit den Farben von Zolas Rougon-Macquart erwartet, d. h. einen Einblick in das Gewirr wilder Leidenschaften und dunkler Triebe auf dem Boden einer die Zersetzungskeime der ganzen Welt in sich versammelnden Großstadt, im Schoße einer durch Schuld und Unglück von Generationen entarteten Familie, der wird sich enttäuscht finden. Ich kann hier nur wiederholen, was ich vor zehn Jahren unter dem ersten Eindruck des Werkes gesagt habe: „Wer den Geist, der im deutschen Offizierkorps lebendig ist, in seiner Tüchtigkeit begreifen und würdigen will, dem wüßte ich kein besseres Buch zu empfehlen als Omptedas „Sylvester von Geyer". Denn jede Seite dieser Schilderungen aus dem Offiziersleben einer kleinen deutschen Friedensgarnison zeugt nicht nur von der Liebe des Schilderers, sondern auch von seiner Sachkenntnis und Unbefangenheit, und vor allem tritt uns ohne Prunk und Phrase in den Gestalten, die er uns vorführt, jener stille, ernste Geist des Pflichtgefühls, der Treue im kleinen um des großen Ganzen willen, entgegen, wie er seine höchst ideale Verkörperung in unserm alten Kaiser Wilhelm fand . . . Es ist an erster Stelle für reife Menschen geschrieben, aber ich glaube, auch für die heranwachsende Jugend, wenn sie auch den vollen Ernst nicht ganz zu fassen imstande ist, wäre dies ein Buch, das vorbildlich wirken könnte und müßte."

Unter den ausgeprägt naturalistischen Romanen verdient neben Omptedas Sylvester von Geyer „Der Büttnerbauer" (1895) des leider zu früh gestorbenen Wilh. von Polenz einen bleibenden Platz. Polenz schürft vielleicht tiefer als Ompteda, er ist herber und ernster und auch noch objektiver, daher wirkt das Gemälde der langsamen, unerbittlichen Zerstörung eines Menschenlebens, das er im Büttnerbauer gibt, auf Leser, die die künstlerische Kraft der Darstellung nicht so schnell herauszufühlen imstande sind, oft abstoßend, weil sie zunächst vom Stoff erdrückt werden. Wer sich aber davon frei zu machen weiß, der wird im „Büttnerbauer" Schönheiten entdecken, die ihn für das Martyrium, das ihm die graue Trostlosigkeit des Milieus bereitet hat, reichlich entschädigen.

Daß unter den deutschen Romandichtern, die sich in dem Rahmen des Naturalismus bewegen, vielleicht die bedeutendste und eigenartigste Erscheinung eine Frau ist, muß auf den ersten Blick befremden. Die Frau als Schriftstellerin und Dichterin war bis vor rund einem Menschenalter eigentlich nur in zwei Erscheinungsformen vorhanden, den sog. „Emanzipierten", d. h. den ihrem Wesen nach vereinzelten, weiblichen Kraftnaturen, die mit mehr oder minder großen Entschiedenheit und Klarheit zunächst für sich persönlich eine Ausnahmestellung außerhalb der den Frauen gezogenen konventionellen Grenzen beanspruchten

und im Dichten wie im Leben vertraten, und der kompakten Masse der Soliden, die, ohne Emanzipationsgelüste, aber auch ohne Persönlichkeit in dem Rahmen wohlgesitteter, anständiger Mittelmäßigkeit wandelnd, eine weite Kreise ziehende, schriftstellerische Tätigkeit entfalteten, deren geistige Erzeugnisse aber für die Literatur ebensowenig in Betracht kommen, wie die Strümpfe, die sie in ihren Mußestunden strickten. Ich wüßte eigentlich aus früherer Zeit nur zwei Ausnahmen, die bekanntlich die Regel bestätigen, d. h. zwei Frauen, die als Künstlerinnen einen hervorragenden Platz sich erobert haben, ohne als Frau im Leben besondere Ansprüche vor ihren Mitschwestern zu erheben, das ist Annette von Droste-Hülshoff (1797—1848), die westfälische Dichterin, die als kraftvoll gestaltendes lyrisches Talent turmhoch nicht nur aus der Schar der dichtenden Frauen, sondern auch der Männer ihrer Zeit hervorragt, und die heute noch unter uns lebende Marie von Ebner-Eschenbach (geb. 1830), die seit den siebziger Jahren auf dem Gebiet der Novelle und des Romans sich, als eine geschlossene menschliche und dichterische Persönlichkeit, die Liebe und die Bewunderung der anspruchvollsten Kunstrichter, wie aller mehr als flüchtige Unterhaltung begehrenden Leser erworben hat, und deren Dichtungen ich daher auch jedem als eine reine Quelle künstlerischen Genusses dringend ans Herz legen möchte. Man mag aufschlagen von ihr, welches Buch man will, immer wird man durch die Zwiesprache mit dieser vornehmen, gütigen, klugen und großdenkenden Frau sich bereichert fühlen. Aber wie gesagt, diese beiden Frauen sind Ausnahmen. Vielleicht wäre aber in diesem Zusammenhang noch jedenfalls einer dichtenden Frau aus der älteren Zeit zu gedenken, die der Kategorie der Emanzipierten näher steht als die erwähnten, und die doch in ihrer besten Dichtung nur Künstlerin, und eine bedeutende dazu, ist, Fanny Lewald-Stahr (1811—1889). Es gibt von ihr wenigstens einen ausgezeichneten Roman von bleibendem Wert: „Die Familie Darner", der Land und Leute ihrer ostpreußischen Heimat um die Zeit vor hundert Jahren meisterhaft schildert. Fanny Lewald aber bildet zugleich das Bindeglied zwischen der Kategorie der „Emanzipierten" der alten Generation und derjenigen dritten Kategorie, die sich im Laufe der letzten 25 Jahre zu den beiden erwähnten gesellt hat, und die in den sozialen Bewegungen unserer Zeit ihren Boden und ihre Erklärung findet, der Frau, die im Wettbewerb mit dem Mann und, von höchstem literarischen Ehrgeiz erfüllt, für die Frauen als Gesamtheit nicht nur eine Gewährung persönlicher Freiheiten und Rechte innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft erstrebt, sondern der auch eine Vertiefung des geistigen Lebensinhalts der Frauen als Ziel vorschwebt. Diese neuen Frauen sind zu einer Macht in unserem geistigen Leben geworden, mit der jeder, einerlei ob er mit ihren Bestrebungen sympathisiert oder nicht, rechnen muß. Es ist aber bekannt, daß unter diesen Frauen selbst scharfe Gegensätze bestehen. Wir haben die Gruppe, die ihre Ideale im Kampf gegen den Mann bis aufs Messer verwirklichen will, und die daher auf eine Neutralisierung ihres Geschlechts, auf eine Geschlechtslosigkeit, die das Weib von der Hörigkeit des Mannes befreit, hinarbeitet, und die andere Gruppe, die durch eine möglichst ernste und harmonische Entwicklung des spezifisch Weiblichen, nicht gegen den Mann, sondern für den Mann und für die Familie, ein allgemeines höheres Niveau für die Frau erstrebt, das sie befähigt, mehr als das bisher möglich war, dem Mann bei der Lösung der Aufgaben, die das moderne Leben stellt, als treuer Kamerad und Mitarbeiter zur Seite zu stehen. Diese letzte Gruppe kommt wenig oder gar nicht bei den Tagungen unserer verschiedenen Frauenkongresse zu Wort, wohl aber in der Literatur. Das ist ja nicht befremdlich, und dieser Umstand allein würde an sich noch keine Bereicherung unserer Literatur bedeuten, wenn nicht gleichzeitig als Trägerinnen dieser Ideen so viele Künstlerinnen Gehör verlangten. Auch unter ihnen sind freilich manche, die gelegentlich wundervolle dichterische Gestaltungskraft lediglich einsetzen zu einseitigen, tendenziösen Zwecken und dadurch ihrer

Tendenz nichts nützen, ihrer Kunst aber schaden. Zu letzteren rechne ich nicht Ricarda Huch, die in ihrer Dichtung „Aus der Triumphgasse, Lebensskizzen“ mit unerschöpflicher Fabulier- und starker Darstellungskunst uns ein wundervoll anschauliches und vielgestaltiges Lebens- und Kulturbild einer deutsch-romanischen Mischbevölkerung gegeben hat, wohl aber Helene Böhlau, die, nachdem sie vor allem mit ihrem 1896 erschienenen Roman „Der Rangierbahnhof“ einen Höhepunkt künstlerischen Schaffens erreicht, seitdem sich in tendenziöse Irrgänge, hoffentlich nicht für immer, verloren zu haben scheint. Zu den Frauen aber, von denen zu hoffen ist, daß ihre Arbeit nicht nur für unser Volk einen bleibenden sozialen Gewinn bedeutet, sondern auch bestimmt ist, in der Literatur ein Faktor von dauerndem Wert zu bleiben, rechne ich vor allem die, die ich als eine der bedeutendsten Erscheinungen des deutschen Naturalismus vorher bezeichnete, Clara Viebig.

Ich sagte, es befremdet, gerade eine Frau auf diesen Bahnen zu finden, aber wer etwas näher zusieht, wird schnell erkennen, daß Clara Viebig eigentlich nur scheinbar unter die Naturalisten gehört. Denn die eigentlichen Naturalisten, die diesen Namen wirklich verdienen und auch für sich in Anspruch genommen haben, sind es gewesen aus Ueberzeugung, während Clara Viebig es ist aus angeborenem Temperament. Was mich an dieser Dichterin, als ich vor Jahren die erste Zeile von ihr las, so wohltuend berührte, war der Eindruck einer großartigen Ehrlichkeit des Menschen und des Künstlers. Eine Ursprünglichkeit des Empfindens und eine Selbstverständlichkeit in der Wiedergabe dieser Empfindungen erschien hier gepaart mit einer von des Gedankens Blässe so gut wie gar nicht angekränkelten künstlerischen Gestaltungskraft, die aus dem Vollen schöpfend, oft strahlend naiv, den Menschen und den Problemen mit einem Ernst, mit einer Tapferkeit, einer unbeirrbaren Sachlichkeit zu Leibe ging, die etwas Erschütterndes hatte. Und dabei in jedem Wort, in jeder Empfindung ganz Weib und nur Weib. Eine „Natur“ kam hier zu Worte, die, ganz abgesehen von den behandelten Stoffen, um ihrer selbst willen interessierte, weil sie ohne Klausel und Pose nichts anderes geben, nichts anderes sein wollte, als sie selbst.

Diese impulsive Ehrlichkeit, die, wie sie unfähig ist, irgend einem gesellschaftlichen Vorurteil oder Brauch zuliebe Konzessionen zu machen oder etwas, was ihrer Ueberzeugung nach gut oder schlecht zu nennen, ist es an erster Stelle wohl gewesen, die ihr von seiten der Leser und der Beurteiler, die die Kunst als Selbstzweck nicht anerkennen, schroffe und laute Gegnerschaft eingetragen hat. Aber ich meine, auch die persönlichen Gegner ihrer Weltanschauung, die ihren Roman „Das Weiberdorf“ aus sittlichen und konfessionellen Gründen glauben verwerfen zu müssen, werden den Grundton, auf den ihre Seele gestimmt ist, den Ton reiner Menschenliebe, der nichts Menschliches fremd ist, und des tiefen Mitleids mit aller Kreatur, die trägt am eigenen Ich und am Leben, heraushören müssen aus ihrem 1900 erschienenen Roman „Das tägliche Brot“. Es ist der Roman eines Dienstmädchens. Nur eine gute Frau konnte so etwas schreiben, ein Buch so durchtränkt von innigstem Mitgefühl, so verklärt in reiner Menschenliebe, so verständnisvoll bis in die verborgensten Tiefen des dämmernden Gemütslebens; nur eine große Künstlerin konnte das gestalten zu einer Dichtung, die ehrlich und treu, ohne Schleier und ohne Deckmantel uns Kunde gibt, wie ihre ärmsten Mitschwestern leben und leiden. Und gerade darin, daß sie ganz als Frau ihre Aufgabe erfaßt hat, daß sie der ja sehr naheliegenden Versuchung widerstanden hat, hinüberzugreifen auf andere Gebiete und Kreise sozialen Kampfes, darin zeigt sich am besten, wie stark und sicher ihr künstlerischer Instinkt ist. „Ich habe versucht,“ sagt die Verfasserin selbst, „liebevoll all den weiblichen Empfindungen nachzugehen, die keinen Ausdruck finden, bei jenen armen Stummen, jenen armen Weibern, denen für einen andern Gedanken nicht Muße bleibt, kaum einmal Zeit zu einer andern Sorge als der — ums täg-

liche Brot. Ich möchte zeigen, wie schwer das Dienen überhaupt ist, wie verantwortlich aber auch das Sichbedienenlassen. Ein Sich-menschlich-Nähertreten ist nötig, um die Kluft zu überbrücken, die jetzt tiefer, denn je zwischen Dienenden und Bedientwerdenden klafft." So legt sich das Buch ohne den leisesten trübenden Anhauch irgendwelcher Tendenz wie eine ernste Mahnung jedem ans Herz. Die Dichterin hat ihre ganze reife Kunst und ihre ganze Menschenliebe als echte Frau, die nicht mitzuhassen, sondern mitzulieben da ist, eingesetzt für eine gute Tat der Versöhnung. Aus gleicher Gesinnung geboren und mit noch größerer dichterischer Kraft gestaltet ist der 1902 erschienene Roman „Die Wacht am Rhein", ein Bild der inneren Kämpfe, die sich auf rheinischem Boden in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in den Seelen der Menschen der alten und der neuen Zeit abspielten, ein Bild des sich nicht ohne Ueberwindung harter Widerstände langsam vollziehenden Ausgleichs zwischen Alt-Preußen und Neu-Preußen, der Versöhnung der westdeutsch-katholischen mit der ostdeutsch-protestantischen Kultur. Eine Dichtung, die vom künstlerischen wie vom kulturhistorischen Standpunkt zu dem Besten gerechnet werden muß, was wir besitzen. Und ähnliches ist zu sagen von dem die Kämpfe zwischen Germanentum und Polentum auf ostdeutschem Boden im Gebiet von Warthe und Netze dichterisch gestaltenden Roman „Das schlafende Heer" (1904), der allerdings, weil er aus noch andauerndem Kampf und aus dringender Not heraus geschrieben ist, auch Töne anschlagen muß, die nicht jedem lieblich in die Ohren klingen können, in dem aber die Verfasserin nie die große Künstlerin und die mit heiligem Ernst für die Wahrung deutschen Stammesgefühls eintretende Frau, die Würde und den tiefen sachlichen Ernst verleugnet, der auch dem Gegner Respekt abzwingen muß.

Die jüngste Entwicklung des deutschen Romans weist, wie ich schon andeutete, auf andere Wege und Ziele. Die Jugend hat mit dem Naturalismus wenig oder gar keine Fühlung mehr, und selbst die, die ihre ersten Erfolge als Naturalisten errungen haben, wie z. B. Thomas Mann mit seinem höchst bedeutenden Roman „Die Buddenbrocks, Verfall einer Familie" (1901), der neben Omptedas „Sylvester von Geyer" und Clara Viebigs „Wacht am Rhein" wohl als das künstlerisch reifste Erzeugnis des deutschen Naturalismus gelten muß, sich einen führenden Platz eroberte, ist seitdem in andere Bahnen eingelenkt. Die Jugend setzt ihre ganze Kraft nicht so sehr an die in jedem Zuge lebensgetreue Schilderung der Daseinsbedingungen des modernen Menschen, der modernen Gesellschaft, als an die überzeugende, die tiefsten und feinsten Adern des menschlichen Empfindungs- und Gefühlslebens bloßlegende Veranschaulichung der Seele des einzelnen modernen Menschen. Sie isoliert wieder ihre Helden, sie verwendet allerdings auch auf die Farben des Hintergrundes, von dem die Gestalten sich abheben, die ganze in der Schule des Naturalismus erworbene Kunst, konzentriert aber doch das Wesentliche ihrer Arbeit auf die Verinnerlichung der Gestalt oder des kleinen Kreises von Gestalten, die sich von diesem Hintergrunde abheben. Als Künstler und Meister in diesem Stil verdienen um jener starken Urwüchsigkeit willen vor allem die Beachtung der jetzt 31jährige Hermann Hesse mit seinem „Peter Camenzind" (1904), der 42jährige Emil Strauß mit seinem 1902 erschienenen Roman „Freund Hein" und der jetzt 32jährige Wilhelm Schmidtbonn mit seinen 1903 und 1904 erschienenen Novellensammlungen „Uferleute" und „Raben". Sie veranschaulichen wohl am klarsten und am ansprechendsten, in welcher Richtung die Ideale der neuesten Romandichtung liegen.

Zum Schluß muß ich aber auch des großen und eigenen Menschen gedenken, dessen Name unter den deutschen Dichtern der Gegenwart wohl der meistgenannte ist: Gustav Frenssen. Ihn einer bestimmten Richtung zuzuweisen wäre zwecklos. Wer seine „Drei Getreuen", seinen „Jörn Uhl" und vor allem auch sein „Hilligenlei" gelesen hat, mag wohl sagen, ich mag ihn nicht, ich mag seine naive künstlerische

Technik nicht, seine Weltanschauung, seine Stellung zu den Fragen des religiösen Lebens und der Moral des Tages sind mir zuwider, aber keiner wird den Eindruck verwinden können, daß ihm da eine Persönlichkeit entgegengetreten ist, die mit keinem andern vergleichbar ist. Wenn wir uns aber darüber klar werden wollen, was seinem Wort, seiner Stimme den eigentümlichen Klang gibt, der auch die Gleichgültigen und die Gegner zum Zuhören zwingt, so geschieht das vielleicht am besten auf dem Wege, daß wir uns klar zu machen suchen, aus was für einer Stimmung heraus sein meistumstrittenes Werk „Hilligenlei“ geschrieben ist. Wir wissen, daß dieses Buch, das in der künstlerischen Form des Romans Glaubensprobleme und sozial-ethische Probleme in einer Sprache, die jung und alt zugleich anmutet, mit tiefem männlichen Ernst und kindlicher Unbefangenheit dichterisch zu gestalten sucht, von einem Mann geschrieben ist, der auf der Kanzel gestanden und gepredigt hat, und wir fühlen, daß es das Werk eines tief Einsamen ist, fühlen, daß es geboren ist aus einer großen Not und aus einer großen Freudigkeit. Während wir ihm zuhören, hören wir den Wind, der über das Meer fährt, an dem er aufgewachsen ist, und sehen die Sonne über dem weiten Flachland und der Marsch zwischen Elbe und Eider; wir sehen auch und fühlen wie mit Händen zu greifen die Menschen und menschlichen Bezüge, die ihn gebildet, gefördert, gehemmt haben, deren Hände — man möchte sagen — noch auf ihm liegen, gebend und nehmend, und die doch mit seinem Innersten und Eigensten nichts zu tun zu haben scheinen. Wir fühlen, wie der Wind und die Sonne und das Meer, der Vogel in der Luft und der Baum und Strauch am Wege zu ihm und mit ihm sprechen wie ihresgleichen, und wir fühlen zugleich die große Einsamkeit, durch die er mit schweren Schritten, mit sehnsüchtigen Augen in die Ferne spähend wandert. Wenn solche Menschen die innere Scheu überwinden, von ihrem geheimsten Sehnen zu reden, oder gar nach ihrem innersten Gefühl zu handeln, so werden sie zunächst in der Regel nicht verstanden, auch von denen nicht, die für sie eintreten. Das ist nicht nur das Schicksal des Knaben und des Mannes Kai Jans, sondern auch das Schicksal des Einsamen, der die Geschichte von Hilligenlei und Kai Jans erzählt. Wie dieser wurzelt er in norddeutscher Kleinbauernkultur; wie dieser ist er über sie hinausgewachsen durch die normalen und einseitigen Bildungsfaktoren der höheren Schule und des wissenschaftlichen Studiums; und wie bei diesem ist dadurch mit den Jahren in ihm das Gefühl der Vereinsamung ins Grenzenlose gewachsen; nicht nur der Geistliche hat unter dem Widerstreit zwischen dem Glauben der Kirche und seinem Glauben schwer gelitten, sondern mindestens ebensosehr der Mensch, der zwischen der alten mit den Sinnen empfangenen Kultur seiner Kinderjahre und der in geistiger Arbeit erkämpften Kultur des Jünglings und Mannes keinen Ausgleich findet und weder hüben noch drüben wurzelfest werden kann. Diese Vorstellung der innern Heimatlosigkeit bei stärkstem Heimatsgefühl, der innern Einsamkeit bei dem gleichzeitigen leidenschaftlichen Drang, für andere etwas zu sein, hat auf ihm gelegen, wie eine schwere Last, doppelt schwer, weil er nicht wagte „die Tür seiner Seele aufzureißen, um davon zu andern zu reden“. So hat auch er sich gequält wie Kai Jans durch Jahre in Einsamkeit und Not, bis es eines Tages wie eine Offenbarung über ihn gekommen ist, bis er auf einmal inne geworden ist, daß in diesen Qualen der Einsamkeit in ihm etwas Neues gewachsen und gereift ist, was hüben und drüben zugleich wurzelt. Er hat gesehen, daß von dem neuen, durch seine persönliche Arbeit erworbenen Kulturboden doch auch Fäden laufen hinüber zu jenem Land, das die Spuren seiner Kinderschuhe trägt. Und im selben Augenblick tagt dem Einsamen die Erkenntnis, daß die ewige Macht „ihm keine unfruchtbare Wunderlichkeit“ gegeben hat, sondern die Gabe, welche gute Frucht bringen kann: die Dinge der Welt mit Kinderaugen zu sehen und also natürlicher und klarer als andere Menschen. Und nun ist ihm die Zunge gelöst. Der Schweigsame hat die

Sprache gefunden und ruft die Seinigen zusammen, die, die er kennt seit Kindertagen, weil er unter ihnen groß geworden ist, und dann auch die andern, die er erst kennen lernen möchte, die in einer andern Welt aufgewachsen sind wie er. So beginnt er zu erzählen, aus dem überschwänglichen Drang des Herzens, wie einer der alten Propheten und zugleich wie ein Poet, dem alles, was er gesehen und erfahren, sich zum Bilde gestaltet: mit naiver Freude, breit weitausholend, gern verweilend, wo ihm der Mensch, von dem er erzählt, besonders nahe steht, und behaglich verwandte Erinnerungen und Erlebnisse einflechtend, wie man eben von Mund zu Mund und Auge in Auge erzählt, von Dingen, die mancher im Hörerkreise miterlebt hat und die doch jeder gern wieder hört: „Weißt du noch?“ Das alles gilt aber auch für das jüngste Werk: „Peter Moors Fahrt nach Südwest. Ein Feldzugsbericht“, ein Buch, über das ich viel zu sagen hätte, so kurz und so schlicht es ist, ein Buch, das ich in seiner stillen Größe und seiner menschlichen und dichterischen Kraft aufs höchste bewundere, das in meinen Augen eine nationale Tat ist, weil es das Beste unseres Volkstums ohne Phrase und Pose doch — oder trotzdem — in monumentaler Größe festhält und verewigt, und dadurch bahnweisend, anspornend für unsere nationale Arbeit der Zukunft ist, und eine künstlerische Tat, weil es mit den schlichtesten Ausdrucksmitteln in der denkbar ursprünglichsten Form den vollkommenen Eindruck natürlicher Schönheit in jedem Leser hervorruft, ein Werk, das daher in jedem deutschen Hause als ein Schatz bewahrt und in Ehren gehalten werden sollte von Alt und Jung.

Wonnemond. Von Karl Schnitzler.

„Dearest, Roma, Coena Domini 1908.

Du ahnst es nicht. Kannst es nicht ahnen, wie Einem ist, dem der April zum Wonnemond wird. Selbst in den Botschafterjahren war Rom nicht so schön. Deinem Drängen nachzugeben, hier in der ewigen Stadt auf eigener Scholle zu hausen: wars wirklich schwach, wie Manche spöttelten? Möglich. Doch wars eine geniale Schwäche. Dabei das angenehme Empfinden, immerhin auf Kabellänge vom jüngsten Horst des Preußenaars zu sein. Auf Distanz stellten wir uns ja immer gut, und Jenisch ist eine treue Seele. Uebrigens ists hier überall zu merken, daß man mit der Ablösung vom Goldenen Horn vorläufig nicht mehr rechnet. L'avenir appartient à qui sait attendre. Je länger, desto besser. Und ist die Sache mit Phili wirklich noch nicht zu Ende (Orientirte, die aus guten und sauberen Quellen schöpfen, reden seit Neustem sogar vom „anfangen“), so läuft da unten mehr als ein Hoffnungsschifflein noch auf die Sandbank. Also hatte ich Recht und fahre so fort. Nur keine Lämpchen unter die Aeppel stellen. Das ist die ganze Wissenschaft. Ich danke Gott an jedem Morgen, daß ich nicht brauch für unser Reich zu sorgen, und trotzdem leitender Staatsmann bleiben kann. „Ich halte es für eine überaus gnädige Fügung der Vorsehung, daß die Person unseres erhabenen Monarchen geeignet ist, die Lücke zu schließen und vor den Riß zu treten,“ hatte Caprivi schon nach dem Sturz des — entre époux — rabiaten Sachsenwäldlers gesagt. Selbst dieser Kommandierte hatte manchmal sogar gute Gedanken, war und blieb doch nur ein Infanteriegeneral. Wenn ich so zurückblicke: Marokko bleibt das einzige, was mir etwas wie Indigestion machen könnte. Doch wächst auch über diese Steppe langsam nun Gras. Einzige Sorge, ob Clemenceau an der beleuchteten Rampe bleibt. Jeder Systemwechsel drüben stellt auch uns neue Aufgaben. Und die Jahrgänge Neunzehnhundertvier bis sechs würden die Abwicklung der Geschäfte schwerlich angenehmer machen. Item, trotz manchem (menschlich) schönen Wort

kommt unser Imponderabler doch nicht aus der Enantiotropie heraus. Umschlag vielleicht näher, als Mancher denkt und (sehr aufrichtig, Carissima) wünscht. Hört die Coramirung von den englisch Parlirenden (diesseits und jenseits der größeren Lache) nun nicht bald auf, kriegens die an der Seine zu kosten. Das Ganze gefällt mir schon seit Wochen nicht mehr; zu viel Contrektationstrieb. Tweedmouth, Tower-Hill, Venedig, wo der Hausherr den Gast nach Absolvirung des Dürstigsten einfach sitzen ließ; jetzt wieder Wien vor der Thür. Laut und leise, offiziell und offiziös, hatten sie gebeten: Laßt uns allein, den Tag in der Familie feiern, den Kaiser seinen Völkern. Neben der Liebe hatte noch ärztliche Besorgnis gesprochen. Vergebens. „Auf an die Donau!“ war die Losung, und ein rundes halbes Dutzend Gesalbter wird noch hinbeordert. Imposante Kundgebung lautet die Parole, die wohl Rom oder Petersburg gilt, aus dem jüngst eine merkwürdige Tafelrede kam. Schön klingt anders; wobei ich, als guter Patriot, nicht an die Daily-Mail denke.

Du staunst. Und hast recht. Allerlei Nebel ziehen an der Aprilsonne vorüber. Mein Wonnemond bleibts diesmal trotzdem. Steht im Lande nicht alles, wie es selbst dein im Hoffen immer starkes Herz kaum zu erträumen wagte? „Die Welt beschämend will ich jetzt beginnen den neuen Brauch: schlecht außen, kostbar innen“; wie Posthumus. (Warum hat Fritz den Büchmann nicht mitgeschickt? Wolfgangs italienische Reise hätte ich leichter vermißt.) Und kostbar, selbst die neidische Frömmlerschar bestreitets nicht, ist doch Alles gegangen. Phili und Kuno, dem ich gern Dauerndes im Phäakenlande gönnte, sind wohl nicht mehr zu fürchten, Rheinbaben und Einem vorläufig an der Strippe. Der Block stellt selbst meine von Wilbrandt bescheinigte Vorurtheillosigkeit vor neue Probleme, arbeitet mit der Exaktheit einer Guillotine. Und die ihm ein rasches Ende prophezeiten, sitzen jetzt dick in der Copirtinte. Sämtliche Kolonialbahnen sind unter Dach und Fach (wobei mir eine Interpellation für Deinen Psychologeninstinkt in die Feder läuft: hast du die Hast bemerkt, mit der der Herr mit der ostentativen Weste seinen Frieden mit denen um Gröber und Erzberger machte, als die Blockkarre im Prinzipiensumpf festsaß? Fast so stark, wie im Fall Harden, dessen Abfuhr eine Erquickung war.) Ueberhaupt: der ganze Etat glatt erledigt, ohne irgend nennenswerthe Streichungen. Wozu sie, rebus sic contocurrentibus, so lange herumsitzen, bleibt mir ein Rätsel. Um diligentiam zu prästieren? Unser Einer ahnt doch wenigstens, wozu er den Reichsadler auf dem Ledersessel drückt. Die? Und dabei kostet der Spaß netto siebentausend ungelochte Mark täglich. Man braucht nur kein Bismarck zu sein, um mit den Leutchen auszukommen. „Mit Kleinen thut man kleine Thaten“, meinte Thales; der im Faust natürlich; vom andern keinen Schimmer. Anspruchslosere Granden sind in Europa nicht mehr zu finden (wenn ich von den „Saubengels“ absehe, die meine Taktik und ein Reuter-Telegramm zu rascher Capitulation brachten.) Polenvorlage, Vereins- und Börsengesetz sind ebenfalls in der Scheune, zwar nicht die Lacher, doch die Lächerlichen auf meiner Seite. Und die ganze Situation jetzt so, daß ich nächstens wegen der Finanzmisère auch mit den Steifnackigen im Bundesrath ein ernstes Wort reden kann. Dem Realpolitiker genügts.

. . . Coena Domini. Da werden hier die Füße gewaschen; weil der Menschen Wege nicht immer sauber sein können, sagte mir gestern Freund Tommaso. In der Kirche singen sie: Tu mandasti mandata tua, Domine. Und dein getreuer Diener hat alle erfüllt, könnte ich heute schon sprechen. Drum Wonnemond, Seele meines Seins. Säß ich nicht allein in der Villa, es gäbe zu Ostern keinen Glücklicheren im ewigen Rom als Deinen, for ever, getreusten Vasallen B.“

Siegeslied.

Deutscher, so du Schutzmann seist,
übe dich in deutschem Geist;
üb' dich in Begeisterung
als wie auch im Säbelschwung!
Merk dir, daß der Polizei
Pflicht, Beruf und Streben sei,
mit dem Sabul in der Faust
Ruh zu schaffen, daß es saust . . .
Freventlich ist's in der Welt
mit dem armen Mann bestellt,
der, wenn keine Arbeit winkt,
hungrig durch die Straßen hinkt.
Doch sind viele arbeitslos,
wird der Zug leicht lang und groß,
und der Schutzmann dienstbereit
tritt alsdann in Tätigkeit . . .
Im Gehölze, dunkel, dicht,
mördert eine Maid ein Wicht.
Dicht dabei im Kiefernwald
macht man einen Knaben kalt.
Anderswo steckt freyle Hand
einen Dachstuhl in den Brand.
Tag für Tag gib's in der Stadt
Feuer, Raub und Moritat.

Wo ist dann die Polizei?
Ach, die ist dann nicht dabei.
Denn sie gibt gewichtig acht,
ob man keinen Umzug macht.
Seht, da naht er schon heran:
Arbeitslos der Arbeitsmann,
Weib und Greis und Wickelkind
und der Krüppel lahm und blind . . .
Ha, es ruft das Vaterland!
Schutzmannschaft kommt angerannt.
Säbel raus! In Reih und Glied!
Vorneweg Herr Hauptmann Schmidt!
Angriff! Flüche! Gummischlauch!
Fäuste! Stiefel in den Bauch!
Feind ist aufs Gerüst geflohn;
Schmidt stürmt nach und hat ihn schon!
Wutschaum steht ihm vor dem Mund:
Feind besiegt; — wird eingespunnt!
Landgericht: Schmidt litt noch nie
an der Schutzmannshysterie.
Doch der Feind wird abgeführt,
weil das Volk er aufgerührt.
Vaterland ist stolz und frei. —
Dank dir, hohe Polizei!

J. Diot.

Der Kompromiß.

Mit einer Majorität von 35 Stimmen, einer größeren, als selbst die Block-Politiker sich träumen ließen, hat der Reichstag die Novelle zum Börsengesetz angenommen. Fast könnte es scheinen, als ob es nun zwecklos sei, über diese Geburt unnatürlicher Paarung noch ein Wort zu verlieren. Die Akten sind geschlossen; wahrscheinlich sogar auf eine sehr lange Zeit. Herr Kaempf hat zwar die Zuversicht geäußert, daß der Tag nicht fern sei, an dem die jetzt gemachten Fehler vor aller Augen klar liegen und gut gemacht werden. Doch dieser Optimismus ist nur beneidenswert; kein ernster Politiker aber wird dieselben Hoffnungen hegen. Zwölf Jahre hat man gebraucht, um die unsinnigsten Bestimmungen des alten Börsengesetzes zu reformieren; selbst vier Jahre noch, seitdem die Regierung öffentlich im Reichstag erklärt hatte, daß der Differenzeinwand in der bisherigen Form unmöglich weiter erlaubt sein darf. Und selbst als im Jahre 1903 ein Gesetzentwurf dem Reichstag vorgelegt wurde, der die notwendigsten Härten mildern sollte, wurde die Beratung von den Agrariern bis zum Sessionsschluß verschleppt. Viel hätte nicht gefehlt, so wäre dem neuen Entwurf das gleiche Los beschieden worden. Noch zwei Tage vor der zweiten Lesung hat der Reichskanzler Mühe gehabt, die Mitglieder der Wirtschaftlichen Vereinigung zur Annahme des Gesetzes in der Kommissionsfassung zu bewegen; hätten sie, wie anfangs beabsichtigt war, eine ablehnende Stellung eingenommen, so würde die Börsenreform um eines Haares Breite gescheitert sein; nach Ostern wäre das „hohe Haus" auch bei 20 M. Diäten kaum vollzählig gewesen. So mußte das Gesetz, das erst nach allen Regeln der Parlamentskunst in der Kommission verschleppt wurde, im Plenum in Eile durchgepeitscht werden. Den triftigsten Einwänden wurde von den Blockparteien nur mit stummem Lächeln begegnet; Vorschläge (wie die Regelung der Zulassung der Journalisten zum Börsenbesuch), die selbst die Konservativen drei Wochen vorher für nützlich erklärt hatten, wurden nicht einmal der Diskussion für wert gehalten. Als der Kompromißantrag des nationalliberalen Abgeordneten und Löbauer Bankdirektors Weber in den Zeitungen veröffentlicht worden war, hatte man sich hinter den Kulissen bereits das Wort gegeben, nichts mehr zu ändern, nichts hinzuzufügen. Nur um die Zustimmung der antisemitischen Partei zu erlangen, wurde ein winziger Zusatzantrag des Abgeordneten

Dr. Böhme zur Beratung gestellt und angenommen; ein Antrag, der mehr noch als der gesamte Kompromiß das Komödienspiel, das mit dem Vereinsgesetz und Börsengesetz getrieben wurde, in bengalischem Lichte erstrahlen läßt. Kleingewerbetreibende sollen nach diesem Antrag, selbst wenn sie im Handelsregister eingetragen sind, nicht wie die sogenannten Vollkaufleute für alle Verpflichtungen aus Börsentermingeschäften haftbar sein. Der Bestimmung, der Freunde und Gegner des Gesetzes gleichmäßig zustimmten, ist nicht die mindeste Bedeutung beizumessen, denn sie verhindert nicht, daß der Bankier mit diesen Schützlingen der Volksvertretung nach wie vor Termingeschäfte abschließt. Er hat nur darauf zu achten, daß der Spekulant jederzeit für seine Verpflichtungen voll gedeckt ist, d. h. den Einschuß sofort ergänzt, wenn der Kurs sich soweit geändert hat, daß die Sicherstellung erschöpft ist. Kein Bankier wird mit oder ohne Börsengesetz für einen Kolonialwarenhändler Bochumer Aktien kaufen, ohne daß genügende Sicherheit für die Verpflichtungen vorhanden ist. Aber der Wortführer der Antisemiten erklärte im Reichstage, die Zulassung der Handwerker zum Börsenspiel sei der „wesentlichste und gefährlichste Punkt" der Kompromißvorlage. Ein Demagogenspiel, wie man es sich schlimmer kaum vorstellen kann; doch die kluge Wählerschaft wird nun der Partei gewiß keinen Vorwurf mehr machen, für die „Börsenjuden" eingetreten zu sein, nachdem das deutsche Handwerk so treu beschützt worden ist.

Nach dieser Schablone wurden auch die übrigen Bestimmungen des Gesetzes behandelt. Das Börsenterminregister, das bisher das Lieblingskind der Agrarier gewesen war (und noch in der ersten Kommissionslesung verteidigt wurde), ward nun plötzlich selbst vom Abgeordneten Dr. Rösicke abgetan. Mit einem geschickten advokatorischen Kniff; in das Terminregister seien nur „zufällig" keine Eintragungen erfolgt; hätte sich jeder als Spekulant vormerken lassen, so würde der Kreis der an Termingeschäften beteiligten Personen weit größer sein als jetzt, wo die Grenze durch das Handelsregister oder die Zugehörigkeit zur Börse gezogen ist. Es gehört nicht allzuviel Ueberlegung dazu, diese Verdrehung zu durchschauen. Zur Eintragung ins Terminregister konnte niemand gezwungen werden; ergo hatte es auch keine praktische Bedeutung, und die Börsenparteien hätten gewiß nicht für das Gesetz gestimmt, wenn nicht in praxi der Differenzeinwand so gut wie völlig beseitigt worden wäre. Der Kernpunkt der für den Bankier wichtigen Verbesserungen liegt überhaupt nicht in der Begrenzung des Kreises der Personen, die Termingeschäfte abschließen dürfen, sondern allein darin, daß Sicherheiten nicht mehr zurückgefordert werden können. Das Taschenspielerkunststück der börsenfeindlichen Parteien bestand darin, diesen Kernpunkt zu verschieben.

Nicht viel besser wurde es mit den angeblich für die Landwirtschaft so nützlichen neuen Bestimmungen über die Produktenbörse gemacht. Ich bin der Meinung, daß die liberalen Börsenparteien die Paragraphen 63 bis 77c (die von dem Verbot der Termingeschäfte in Getreide usw. sowie von den Strafvorschriften handeln) nicht annehmen durften, selbst auf die Gefahr hin, das ganze Gesetz scheitern zu lassen; aber den Agrariern war es, indem sie diese Bestimmungen einfügten, trotzdem nur darum zu tun, ihren Wählern gegenüber von einer Verschärfung des Börsengesetzes zugunsten der Landwirtschaft sprechen zu können, um ihren Rückzug gegenüber dem Bülowblock zu verschleiern. Das alte Börsengesetz enthält bereits eine ganze Reihe von Strafbestimmungen, von denen auch nicht eine einzige zur Anwendung gekommen ist. Kinder mögen glauben, dies sei deshalb geschehen, weil gegen diese Bestimmungen nie gefehlt worden sei; jeder Praktiker weiß, daß bei dieser schwierigen Materie der Nachweis der strafbaren Handlung so selten zu erbringen ist, daß die Vorschriften nur auf dem Papier stehen. Und noch weit komplizierter würde der Nachweis bei Verfehlungen gegen die neuen Strafbestimmungen sein, die überhaupt erst in Kraft treten, wenn der sogenannte Ordnungshof (in dem zwei Börsenmitglieder, zwei Vertreter der Landwirtschaft und ein Regierungsbeamter sitzen) zweimal Ordnungsstrafen verfügt hat. Wie soll nachgewiesen werden, daß einer in „gewinnsüchtiger Absicht", um den Preis von Getreide oder Erzeugnissen der Getreidemüllerei „im Widerspruche mit der durch die allgemeine Marktlage gegebenen Entwicklung zu beeinflussen", verbotene Börsen-Termingeschäfte oder handelsrechtliche Lieferungsgeschäfte geschlossen hat, in der Absicht, „den Unterschied, zwischen dem vereinbarten Preise und dem Marktpreise der Lieferungszeit von dem verlierenden Teil an den gewinnenden zu zahlen"? Angenommen, eine Baissespekulationspartei beabsichtige, den Preis des Getreides zu drücken, so kann der zur Verantwortung Gezogene immer den Einwand erheben, daß er die Absicht hatte, am Lieferungstermin das zur Deckung des Engagements notwendige Getreide effektiv anzukaufen. Selbst wenn er es nicht getan hat, sondern wieder ein Lieferungsgeschäft abschloß, ist diese Absicht als von Anfang an bestehend nicht nachweisbar. Den gewerbsmäßig erfolgten Abschluß von Termingeschäften mit Strafe zu bedrohen, ist ebenso unrichtig, da die Getreidespekulanten in dem handelsrechtlichen Lieferungsgeschäft einen vollständigen Ersatz für das Termingeschäft haben.

Dennoch ist, wie gesagt, der Vorwurf, daß die Fondsbörse an die Produktenbörse verschachert worden ist, vollkommen berechtigt. Nicht weil im Augenblick die Gefahr besteht, daß die handelsrechtlichen Lieferungsgeschäfte, selbst wenn sie wirtschaftlich berechtigte Arbitragegeschäfte darstellen, für ungültig erklärt werden können. Sondern einfach deshalb, weil die Börsenparteien es in der Hand gehabt hätten, die dem Getreidehandel feindlichen Bestimmungen zu beseitigen. Die Taktik der Agrarier stand von vornherein fest; durch ihre Ablehnung der Gesetzesvorlage in der ersten Kommissionsberatung haben sie die Freisinnigen eingeschüchtert. Die sind ihnen, ganz wie jene es wünschten, auf den Leim gegangen und rechneten nicht damit, daß der Reichskanzler das Börsengesetz unter allen Umständen durchsetzen mußte; auf die Gefahr, den Block und damit seine Stellung zu erschüttern. Noch niemals ist den Agrariern eine Spekulation auf die politische Unfähigkeit der liberalen Parteien mißlungen, noch niemals aber auch so gut gelungen wie diesmal. Sie wußten, daß die Herren Kaempf und Genossen auch für die kleinste Abschlagszahlung empfänglich sind, und konnten so Herrn Weber, der die Kompromißverhandlungen leitete, die Bestimmungen über den Getreidehandel einfach diktieren, indem sie natürlich mit ernsthafter Miene versicherten, sich hiervon nicht ein Jota rauben zu lassen. Die schwächliche Haltung des Vereins der Berliner Getreide- und Produktenhändler war der ihrer Reichstagsvertreter würdig. Zwei Vorstandsmitglieder schwammen, während hier über ihre Lebensfrage beraten wurde, im Mittelmeer. Zwei andere, die Herren Zielenziger und Pinkus, rieten, nachdem sie beim Handelsminister waren, an der Börse zur Ruhe, und wieder ein anderer winkte der Forderung aus dem Kreise der Mitglieder, eine öffentliche Protestversammlung einzuberufen, mit den Worten ab: „Um Gottes willen nicht; wir werden doch nicht die Provinzkundschaft erst darauf aufmerksam machen, daß sie den Differenzeinwand erheben kann.“ Ist's den Agrariern zu verübeln, wenn sie diesen Leuten nicht mehr geben wollen, als unbedingt nötig ist? Auf der nächsten Ordensliste werden sicherlich die Vorstandsmitglieder des Produktenhändlervereins nicht fehlen. Und manch ein Kommerzienratstitel wird jetzt billiger zu haben sein. So wird im Deutschen Reiche Wirtschaftspolitik getrieben.

Bruno Buchwald.

Wir.

Der Uradel besinnt sich auf seinen Geist und, gestützt auf sein Pedigree, erhebt er den Anspruch, wie in der Diplomatie, im Heer und in der Marine, so fürderhin auch in der Literatur und Kunst in erster Linie zu marschieren. Von jedem preußischen Kavallerieregiment sollen die Uradeligsten zur Schaffung von Denkmälern, zur Herstellung von Gemälden, zur Abfassung von Dramen und Romanen abkommandiert werden. Nicht einmal, um nationale Kunst zu pflegen, nur weil man endlich entdeckt hat, daß ein Tier mit Pedigree höher bewertet wird als ein Lastpferd, daß der echte Bulldog besser bezahlt wird als eine beliebige Töle, und daß demnach die Grundbedingung jeder Leistungsfähigkeit die Zuchtwahl bleibt.

Das wird zunächst jeder Verständige für die Ausgeburt des Wahnsinns halten. Ist es wohl auch. Da dieser Wahnsinn sich aber am hellichten Tage breit macht, da auch Normalmenschen ihm Gefolgschaft leisten, so sei er hier — und zwar mehr nach seiner pathologischen Seite als nach seiner Gemeingefährlichkeit hin — behandelt.

Mir gebricht's an Phantasie, um auszumalen, wie die Töle Hauptmann von der Bulldogge Kotze, wie das Lastpferd Wedekind von dem Vollblut Eulenburg niedergerannt wird.

Aber allen Ernstes! Es soll gemacht werden! Im Jahrhundert, dem nichts unmöglich, soll auch dies Schauspiel Ereignis werden. „Es ist ein anziehendes Schauspiel“, sagt Schiller irgendwo im Abfall der Niederlande, „den menschlichen Erfindungsgeist mit einem mächtigen Elemente im Kampf zu erblicken und Schwierigkeiten, welche gemeinen Fähigkeiten unübersteiglich sind, durch Klugheit, Entschlossenheit und einen standhaften Willen besiegt zu sehen.“

Dieser Auffassung schließt sich Herr v. Kotze an und entdeckt, daß der Uradel alle diese Tugenden in sich vereinigt; wohl gemerkt: der Uradel, nicht etwa der Briefadel, den er ausdrücklich ausschließt, und in dem er zweifelsohne eine Kreuzung von Bulldog und Töle sieht.

„Noch hat sich, besonders in Deutschland, der Adel nicht mit der ganzen Fülle seiner latenten Kraft in die neue, rein geistige Richtung

geworfen. Es ist eben noch Zwischenstadium heute. Und dennoch und allzutrotz (!) beweist jetzt schon die Statistik, wie geeignet er auch auf diesem Felde zur Führung ist. Seine Dekadenz, von der die unwissenden Volkstribunen faseln, ist wie ein Hühnerauge an gesundem Körper, und nur da zu finden, wo das Gesetz der Zuchtwahl ins Extrem der Inzucht getrieben wurde — in einzelnen wenigen der gesellschaftlich höchststehenden Kreise — und wie jedes Extrem, auch zu enge Stiefel, schädlich. Das Gros des Junkertums wird davon nicht berührt. Das prozentual jetzt schon so günstige Verhältnis der geistigen Großleistungen im Adel zu denen der übrigen Menschheit wird in wenigen Jahrzehnten ein überwältigendes werden, wenn wir erst die Stimme der Jahrhunderte recht vernommen . . . . ."

„Aber auch unter den Lastpferden wird das Tier mit Pedigree höher bewertet, und der echte Bulldog besser bezahlt als eine beliebige Töle."

„Freilich — ein Teil von uns nur wird vorläufig frei dazu werden können. Der andere wird noch immer den Rücken der geistigen Fortschrittsarmee mit den alten Waffen decken müssen gegen die rohen Gefahren, die unserer Kultur von niederen Völkern, Rassen und Schichten drohen. In voller Stärke werden wir sobald nicht auftreten können — doch in genügender Anzahl, um unseren Anspruch auf die Führung auch weiterhin aufrechterhalten zu können."

„Es ist die Natur, nicht die Laune des Zufalls, die den Adel geschaffen, die den Adel für ihre Zwecke benötigt, die ihm die Vorrechte gewährt, die der gedankenlose sozialistische Neidling zu eigenen Gunsten ausgleichen möchte."

„Kurzum — wer die „besseren Chancen" des Adels — des Uradels, nicht des Briefadels von vorgestern — beanstanden will, der muß seinen Protest bei Mutter Natur einreichen. Zuchtwahl heißt die Zauberformel des Erfolges — auf geistigem wie auf körperlichem Gebiete — — — für den weiteren Fortschritt der Menschheit auf dem Wege gen oben, der da hinführt, wir wissen nicht wo; der da endet, wir wissen nicht wann; der da bezweckt, wir wissen nicht was . . . ."

Wo er hinführt! Wo er endet!
„Ob er heilig, ob er böse,
Jammert sie der Unglücksmann."

Mit den vorn wiedergegebenen Sätzen kündigt sich eine neue Monatsschrift an, deren erstes Heft vor mir liegt und demnächst in die Oeffentlichkeit gelangt. Blutblau ist die Farbe des Umschlags, ein gekrönter Adler ziert seinen Kopf, und sie nennt sich:

„WIR"

„Eine aristokratische Monatsschrift."

Sie erscheint im Verlage Krone: Richard Taendler (warum nicht von Taendler?), Berlin W., Kurfürstendamm 236, und wird scheinbar von einem Herrn von Kotze, von dem auch die oben erwähnte Einführung ist, geleitet. Und des Blattes Leitwort lautet: „Nobilitas sola est atque unica virtus."

Klarer als die in miserabelem Deutsch geschriebene Einführung Kotzes läßt ein Beitrag A. von Gaffron-Oberstradams erkennen, wes Geistes das Blatt ist.

Eine Fabel:

„Sie waren hoch, hoch emporgestiegen.
„So hoch ist noch kein anderes Geschöpf vor uns gekommen", sagten sie.
Da sahen sie einen Adler, der über ihnen dahin flog.
„Frechheit", sagten sie. —
Und sie empfanden es so.

Gestatten Sie, meine Herren von Kotze, von Gaffron und Genossen, daß ich der Fabel, dem Vorwort, dem beschränkten Geiste dieser Gründung das Wort Friedrichs des Großen gegenüberstelle, der auch schließlich zum Uradel zählt und demnach als qualifiziert zur Mitarbeit an Ihrem Blatte zu gelten hat — vorausgesetzt, daß er noch leben würde, was freilich wieder die Unmöglichkeit eines solchen Blattes zur Folge hätte. Ihr Standesgenosse Friedrich der Große also sagt (1786): „Der Adel ist nichts anderes, als der höhere Grad der Bildung und Ehre, den man bei Personen aus guter Familie, die einer sorgsameren Erziehung als andere genießen können, voraussetzen darf." Friedrich der Große aber lebt nicht mehr, und so undenkbar diese Gründung im Jahre 1786 gewesen wäre, so ist sie heute ein natürliches Produkt der Verhältnisse. So mußte es kommen. Wo der Wille eines uradeligen Laien, der — hört die Künstler — weder Geschmack noch künstlerisches Empfinden besitzt, unsere Kunst regiert und auf ihre Kosten

den Dilettantismus fördert, muß das Verlangen der Standesgenossen, auch ihrem Laienverstand Kunst und Literatur dienstbar zu machen, nur natürlich erscheinen.

Und gegenüber dieser Produktion mag's nicht als Ueberhebung gelten, wenn ich das Blatt aus der Hand lege und dabei Goethes Wort gedenke:

„Und hat mit diesem kindisch-tollen Ding
Der Klugerfahrene sich beschäftigt,
So ist fürwahr die Torheit nicht gering,
Die seiner sich am Schluß bemächtigt". A. L.

Vom Liebesempfinden der Gegenwart.

Eros ist der größte Herrscher der Zeit. Ist ihr Gott, ihr einziger Gott. Wenn alle Götter gestorben sind, — Eros überlebt und beerbt sie. Aber ach! Die Last des Erbes ist zu schwer für den zarten Knaben.

Immer inniger verbindet er sich mit der Psyche.

Und zuletzt ist es Psyche, die sehnsuchtsbange, frierende Psyche unserer Zeit, die den Eros sucht und wieder sucht, vielleicht nur darum sucht, weil er als die einzige von den großen Mächten geblieben ist, durch die sie erlöst werden kann.

Wo anders könnte sie Erlösung finden? Im Glauben? Gott ist tot. Wohin sollen nun die Ströme von Inbrunst und Hingebung, von Vertrauen und Liebe, die zu Gott flossen, ihren Weg nehmen? Und soll nun ungestillt bleiben jener selige Drang nach lebendiger, die Grenzen des Individuums auslöschender, vergottender Gotterfülltheit? Und soll sie betrogen sein um das ruhige Genügen vertrauensvoll sich anschmiegender Gotteskindschaft? Der neue Glaube ist noch nicht geworden, so viele sich auch mühen, die Botschaft zu bringen, noch sind die neuen Götter nicht lebendige Götter, und das Wasser des Lebens vermögen sie Psyche nicht zu reichen.

Und sie geht und sucht weiter. Sollte das Wissen geben können, was der Glaube nicht gewährt? Ach, die Arme! Sie schmachtet nach Leben und hier findet sie den Tod. Der Erkenntnisbaum ist kein Lebensbaum. Gesteigertes reicheres Fühlen ist Leben, Wollen ist Leben, — und die Wissenschaft ist Ausschaltung des Gefühls, ist Leidenschaftslosigkeit, ist Nüchternheit, Vorsicht, Verstand. Der Glaube, der eine kleine Weile lang selig machte, Intellektualisierung des Lebens sei der Stab, der alle Glücksquellen springen lasse, war ein kurzsichtiger Irrglaube. Und jene religiöse Flamme, die einst die Wissenschaft umwob und durchdrang, ist erloschen, selbst in den Gelehrten, ob man doch meinen sollte, sie könnten nicht leben ohne dieses Feuer.

Und Psyche wendet sich ab und irrt weiter, unbefriedigter denn je, immer schwerer zu befriedigen, denn sie hat nun Kritik im Leibe. Und immer tiefere Sehnsucht und Vereinsamung ergreift sie. Vergebens sieht sie sich nach anderen höheren Bindungen um, nach überindividueller Bewährung und Weihe ihrer Energien.

Staat und Volkstum? Aber der Staat ist etwas Ungeheures und Unanschauliches geworden, eine kalte Abstraktion, eine graue Unendlichkeit, der das Individuum in nackter Isolierung gegenübersteht. Denn jene Kette von Bildungen, die früher vom einzelnen vermittelnd zum höchsten Verbande überleitete, ist zerrissen. Alle jene so lebensvollen, unmittelbaren, einfältigen Gemeinschaften der Heimat, der Landschaft, des Standes, des Berufes, in denen der einzelne geruhsam und geschirmt eingebettet lag, als Glied und Träger eines höheren Lebens, sind arm und leer und unlebendig geworden. Vereinzelt, auf sich selbst gestellt, losgelöst von der Heimat, den Traditionen der Familie entfremdet — so sind die Menschen unseres Zeitalters. Die Großstadt, die höchste Aufgipfelung seines Lebens, ein ungeheurer Haufe zusammenhangloser Sandkörner: seelenlos, flüchtig, selbstisch. Nirgends soviel Einsamkeit wie in der ganz großen Stadt.

Aber die Kunst? Ist sie denn nicht die große Löserin und Erlöserin? Auch sie kann es nicht sein. Unheilig und profan, wie sie geworden ist. Der Weihe entbehrend, die einst die Verbindung mit dem Kulte ihr zuteil werden ließ. Auch längst nicht mehr an Stelle des Kultes, als dessen Erbin: das Erbe ist vertan. Zergliedernd, zersetzend, niederdrückend, auflösend ist die Kunst unserer Zeit, nicht erlösend, erhebend, einigend, bindend. Des großen Ethos ermangelnd. Und so kann auch sie Psyche nicht von sich befreien.

Aber Psyche schreit nach Erlösung aus der Oede und Qual der Ichheit. Und da die anderen Quellen versiegt sind, so fordert sie, unnachgiebig wie sie ist, *alles, was ihr entzogen wurde, müsse Eros ersetzen.*

* *
*

Selten war seine Macht größer, selten stiegen brünstigere Gebete zu ihm auf. Kaum jemals wurde alles Glück und alle Erfüllung so sehr auf die Liebe gestellt, und aller Zündstoff des Herzens in diese eine Flamme geworfen. Denn Eros herrscht nicht nur in seinem angestammten Bereich, ihm ist das Szepter aufgezwungen worden über fremde, herrenlos gewordene Reiche der Seele. In jener großen Auflösung aller Bindungen ist nur die erste und elementarste geblieben, die von Mann und Weib. Nie war sie höher angefüllt mit seelischen Inhalten, nie war sie reicher geschmückt mit allen Kleinodien der Seele: mit ekstatischen Gluten und mystischer Inbrunst und zartesten Innigkeiten, mit farbiger Sehnsucht und windstillem Aneinanderschmiegen, mit Brüderlichkeit, Hingebung, Freundschaft, mit gleichnishaften Werten jeglicher Art. Nie wurde Liebe bewußter bis in ihre letzten Süßigkeiten und Bitternisse ausgekostet. Nie wurden höhere und härtere Anforderungen an sie gerichtet.

Aber kann sie diese auch erfüllen? Kann sie öfter als nur ganz selten diese ungemeine Steigerung ins Geistige, Allgemeine, Objektive ertragen, naturhaft und sinnengebunden wie sie ist? Sind es nicht Glücksfälle der seltensten Art, daß so heiße hochgespannte Sehnsuchten zweier Menschen Ziel und Hafen ineinander finden, daß diese vielfältigen Wünsche zusammenklingen?

Wie oft wird der eine gerade das suchen, was der andere nicht geben kann, und hätte er auch vieles zu geben; ein fremder Ton verdirbt den ganzen Akkord. Und der große Irrtum, daß die hohe Spannung der Leidenschaft sich verewigen ließe! Und der noch größere, daß von der unbeständigen, wechselnden, launenhaften Liebe die dauernde Kraft und Sicherheit ausgehen könne, wie jene einst so wirksamen, jetzt verblaßten objektiven Werte sie ausstrahlten. Und diese skeptischen, subjektiven, kritischen Menschen der Gegenwart!

Wie viele haben nicht in langer Vereinsamung und Herzenshärtigkeit die guten Gaben der Hingebung und der einfühlenden Sympathie verloren! Selbst in den innigsten Vereinigungen können sie ein schimpfliches und schmerzliches Bewußtsein der Besonderheit und Fremdheit nicht auslöschen. Aber je weniger sie selbst zu geben vermögen, um so unerbittlicher und härter fordern sie vom andern — und jene innige Verschmelzung bleibt aus, nach der sie so sehnlich begehren. Ein großer Teil des zeitgenössischen Schrifttums ist von jener Klage der Vereinsamung erfüllt, und zugleich von jener unstillbaren Sehnsucht nach verinnerlichter hoher Gemeinschaft.

Aus der einfachen Naturtatsache der Liebe ist ein unendlich vielfältiges und zusammengesetztes, ein unendlich gebrechliches Ding geworden, ein Kunstwerk, dessen reine Form höchst selten gelingt. Nur wenige Beglückte und ein Heer von Sehnsüchtigen und Enttäuschten, und der sublimierte Liebesdrang macht die Enttäuschungen um soviel härter und schmerzlicher.

So ist in diesem hohen Liebesbegriff eine Wurzel des Pathos unsrer Zeit zu suchen: in dieser Seele gewordenen, selbstvergessenen und selbstgenießerischen Liebesinnerlichkeit, mehr noch in dieser vibrierenden bunten händeringenden Sehnsucht und diesem tropfenweisen inneren Verbluten.

Die heißen Gebete, die zum Eros gehen, bleiben zumeist unerhört, nicht darum, weil der Gott nicht will, sondern weil seine Macht versagt. Und Psyche bangt einsam und in Sehnen.

Emil Geyer.

Verantwortlich für den politischen Teil: Karl Schnitzler, Schmargendorf, Spandauerstr. 40; für den Börsenteil: Bruno Buchwald, Berlin C., Heiligegeiststr. 52; für alles andere: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Lennéstraße 3; für Oesterreich-Ungarn: Robert Feitl, Wien I. — Morgen-Verlag G. m. b. H., Berlin W. 35, Steglitzerstr. 69. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei N. Rafael vormals Rafael & Wittek, Wien I. Graben 28. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstr. 66.

Geschäftliches.

Angesichts der nicht mehr fernen Reisesaison dürfte es unsere verehrten Leser interessieren, von einem maßgebenden Urteil über die als Aufnahmematerial speziell auf Reisen bestens bewährte „Agfa“-Kassette in Verbindung mit den Chromo-„Isolar“-Taschenfilms Kenntnis zu erlangen, das uns von der Actien-Gesellschaft für Anilin-Fabrikation, Berlin, zur Verfügung gestellt wird. Herr Felix Leibinger, Chef der Firma Fruwirth & Comp., Wien VI., Gumpendorferstr. 9, schreibt unter dem 28. Februar 1908:

Sehr geehrter Herr!

Falls es Sie interessiert, teile ich Ihnen mit, daß ich als Gegner des Films mit Ihrer „Agfa“-Kassette und dem „Chromo-Isolar“-Planfilm auf meiner letzten Reise so großartige Erfolge errungen habe, daß ich nicht umhin kann, Ihnen Dank zu sagen. Das Filmmaterial, von mir vor der Reise in Taschen verpackt, hielt ohne Schädigung eine mehrtägige Seereise aus, litt nicht unter der verhältnismäßig hohen Temperatur in Tunis, Sfax, Malta usw. Meine ganze Etnabesteigung im Monat Januar habe ich bei der enormen Kälte (30°) anstandslos mit Ihrer Kassette photographiert, ohne den geringsten Uebelstand zu entdecken. Entwickelt habe ich die Film im Standkasten mit Glycin (Agfa). Was hätte ich leisten können, wenn ich auf meinen früheren Reisen die Kassette gehabt hätte. Für einen Forschungsreisenden erscheint mir die Kassette unentbehrlich, desgleichen das großartige Filmmaterial. Ich betrachte es als Pflicht, die Kassette jedermann auf das wärmste zu empfehlen.“

Schneider & Pfeiffer
Weingroßhandlung — Großer Eigenbau.

Schierstein im Rheingau.
Erden an der Mosel.
Man verlange Preislisten und Proben.

Berliner Handels-Gesellschaft.

Soll. **Bilanz vom 31. Dezember 1907.** **Haben.**

	ℳ	₰		ℳ	₰
Kassa-Konto	22 559 037	55	Kommandit-Kapital-Konto	100 000 000	—
Effekten-Konto	24 456 409	45	Reservefonds	30 000 000	—
Effekten-Report-Konto			Tratten-Konto	74 051 150	45
Reports und Lombardvorschüsse auf Effekten	51 015 697	40	Kontokorrent-Konto Kreditoren	212 882 979	70
Wechsel-Konto	89 850 878	55	Gewinnanteil-Konto		
Grundstücks-Konto	1 365 280	30	Rückständige Gewinnanteile	10 603	35
Bankgebäude	5 106 178	70	Pensionskasse der Angestellten der Berliner Handels-Gesellschaft		
Konsortial-Konto	54 318 773	60	Vermögensstand	2 530 548	20
Kontokorrent-Konto Debitoren	179 810 414	95	Stiftungen für die Angestellten der Berliner Handels-Gesellschaft		
Pensionskasse der Angestellten der Berliner Handels-Gesellschaft			Vermögensstand	217 199	40
Effekten-Bestände	2 502 278	80	Gewinn- und Verlust-Konto		
Stiftungen für die Angestellten der Berliner Handels-Gesellschaft			Reingewinn	11 505 910	70
Effekten-Bestände	213 442	50			
	431 198 391	80		431 198 391	80

Soll. **Gewinn- und Verlust-Rechnung vom 31. Dezember 1907.** **Haben.**

	ℳ	₰		ℳ	₰
Verwaltungskosten	1 837 596	35	Vortrag aus 1906	610 933	50
Steuern	699 899	—	Zinsen-Ertrag abzügl. der gezahlten Zinsen und Ertrag der Wechsel einschliessl. der Kurs-Differenzen auf Devisen und Sorten abzüglich der gezahlten Zinsen und des Diskonts auf den Bestand	7 943 499	45
Reingewinn	11 505 910	70	Gewinn aus Konsortial- u. Effekten-Geschäften	2 197 962	50
			Provisionen	3 291 011	10
	14 043 406	55		14 043 406	55

Berliner Handels-Gesellschaft.
Die Geschäftsinhaber.

Wegen Austritts eines Teilhabers sucht
Literarische Verlagsanstalt
vornehmster Richtung mit nur ersten Autoren und gut gehender Zeitschrift einen
Teilhaber mit ca. 50—75 000 Mk.,
dem neben Interesse auf dem Gebiete der Politik, Literatur, Kunst und des Theaters an hervorragender sozialer Stellung gelegen ist. Off. sub **R. G. 4732** an **Rudolf Mosse, Berlin W. 35.**

DIE NEUE GENERATION

Herausgeberin:
Dr. phil. HELENE STÖCKER
Publikationsorgan des Bundes für
MUTTERSCHUTZ
Preis 3.— M. halbj.
5.— M. jährl. (für Mitglieder des Bundes 4 M.)
Einzel-Nummer 50 Pfg.

Aus dem Inhalt der Nummern vom 15. Januar und 15. Februar 1908:

Helene Stöcker: Unsere Sache
Adele Schreiber: Romane aus dem Leben
Eduard Westermark: Gattenwahl und Inzucht
Die Prostitution in Dänemark
Rutgers-Haag: Rassenverbesserung
Ernst Schur: Ueber das Erotische
Rosika Schwimmer: Sexualreform in Ungarn
u. v. a. m.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen, Postanstalten sowie der Verlag Oesterheld & Co., Berlin W. 15, entgegen.

Soeben erschien der Schlussband von

Geschichte der öffentl. Sittlichkeit in Russland.

Von Bernh. Stern.
652 Seiten m. 21 interess. illustr. M. 10.—, geb. M. 12.—

Inhalt: I. Russ. Grausamkeit. II. Weib u. Ehe (Hochzeitsbräuche und Lieder). III. Geschlechtl. Moral (Probenächte u. Jungfernsch. Coitus u. Religion). IV. Prostitution, Perversität und Syphilis. V. Folkloristisches Dokumente (d. Erot. u. Obszöne in Literat. u. Kunst, Sexuelles Lexikon, erot. u. obsz. Sprichwörter, Lieder u. Erzähl.)

Bd. I M. 7.—. Geb. M. 9.—. Beide Bde. wenn zusammen genommen M. 15.—, Geb. 18.—.

Ausführl. Prospekte über d. hochinter. Werk gr. u. fr.

Herm. Barsdorf, Berlin W. 30, Landshuterstr. 2.

Bei Bestellungen wolle man sich auf den
„Morgen"
beziehen.

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen &c. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform sich mit uns in Verbindung zu setzen.

Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand).
21/22, Johann Georgstr., Berlin-Halensee.

In der

Kunstausstellung Arthur Dahlheim

werden jetzt 500 Stück

Original-

Oelgemälde

allererster Meister wie:

Andr. Achenbach, Hans Bohrdt, F. v. Defregger, G. v. Max, W. Leibl †, Paul Meyerheim, Fr. Voltz † etc.

sehr preiswert abgegeben.

2000 Stück sehr wertvolle

echte

Perser Teppiche

sehr preiswert.

Nur No.

44 Wilhelmstrasse 44

Inseraten-Annahme für den „Morgen" durch den Verlag des „Morgen", Berlin, Eislebenerstr. 14 (Tel. VI, 2271), sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditionen.

Verantwortlich für die Inserate: P. W. Heinrich-Schöneberg. Druck von Paß & Garleb G.m.b.H., Berlin W.